This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UC-NRLF
$B 190 495

· FROM · THE · LIBRARY · OF ·
· KONRAD · BURDACH ·

Couſine Laura

Von demſelben Verfaſſer erſchienen:

Pariſerinnen

(Lettres de femmes)

Halbe Unſchuld

(Demi-vierges)

Marcel Prévost

Couſine Laura

Roman aus der Kuliſſenwelt

Autoriſierte Überſetzung aus dem Franzöſiſchen

Paris, Leipzig, München
(München. Kaulbachſtr. 51a)
Verlag von Albert Langen
1895

BURDACH

PG 2095
P6 C74
1895

. . . . . „Selbst bei Kindern braucht man bei der Wirkung eines Buches oder Theaterstückes keineswegs so ängstlich zu sein. Das tägliche Leben ist, wie gesagt, lehrreicher als das wirksamste Buch. Es müßte schlimm zugehen, wenn ein Buch unmoralischer wirken sollte als das Leben selber, das täglich der skandalösen Scenen im Überfluß, wenn nicht vor unseren Augen, doch vor unseren Ohren entwickelt."

Goethe
(Gespräche mit Eckermann. D. 17. März 1830.)

M343135

Erſter Teil

I.

So war die Hochzeit bis zum Champagner vorgerückt, bis zur Eis-Bowle, bis zum fröhlichen Ende des Mahles, über dem die ewige Komik der Hochzeitsschmäuse geschwebt hatte. Die Kellner der „Vendanges du Médoc“ enthaupteten Schlag auf Schlag neue, goldbehelmte Flaschen. Jeder Pfropfen that seinen Petardenschuß. Dann machten die Kellner die Runde um den Tisch und gossen in jedes Glas die goldigschimmernde Flut und damit zugleich das zeitweilige Vergessen dieses dummen Lebens, die Lust an galanten Gesprächen, den Mut zu kühnen Wagnissen gegenüber den Frauen. Der Wein rann in die Gläser, und mit ihm strömte in voller Woge jene kecke Ausgelassenheit und Heiterkeit, die für die Franzosen in einigen Kubikcentimetern Gas und Rebensaft enthalten ist.

Der junge Gatte war ein Mann von dreißig Jahren, schmal von Statur in seinem Frack, der

auf den Schultern Falten machte, mit wachsbleichem Gesicht, aus dem zwei schöne, schwarze Augen hervorschauten, mit schon kahler Stirn und Vollbart. Er hieß Gaston Nodier, war Vertrauensmann des Hauses Rabusson & Cie., das mit Baumwollwaren und Kattun handelte und stand im Begriffe, nach Buenos Ayres zu gehn, wo er die Leitung eines Filialgeschäfts übernehmen sollte.

Ehe er auswanderte, nahm er noch rasch eine Frau.

Er heiratete ein junges Mädchen, das wie er bei Rabusson angestellt und Aufseherin im Versandtgeschäft war, ein bleiches Trottoirgesicht, das ihn, als er die Feder hinter'm Ohr durch die Magazine ging, verführt hatte. Da diese Heirat den Eltern Nodier mißfallen, weigerten sie sich, ihr beizuwohnen, und von den Verwandten des jungen Ehemannes befand sich daher unter den Eingeladenen nur eine ältere Tante, Frau Nestor Nodier, die Witwe eines Postbeamten, und deren Sohn Henri, ein junger Polytechniker, der eingewilligt hatte, der Brautführer seines Vetters zu sein.

Dafür war die Familie der Braut vollzählig. Zuerst ihre Mutter, Frau Castelan, eine kleine niedliche Brünette, die von fern ganz jung und in

der Nähe ein wenig verbraucht aussah. Sie hatte eine abenteuerliche Existenz geführt, war früher Klavierspielerin bei dem Orchester einer Provinzbühne gewesen, dann dramatische Schauspielerin und noch vieles andere mehr. Heute war ihr Leben ein geordnetes; ihre beiden letzten Töchter wurden streng erzogen. Laura, die Brautjungfer, deren wundervoller Mezzosopran der Ruhm des Hauses war, und die zwölfjährige Marguerite, genannt Gigi, eine junge Person, die ihrem Alter außerordentlich voraus war und seit einigen Monaten die Klavierkurse auf dem Konservatorium besuchte.

Dann kamen andere Castelans, Castelans aus Paris, kleine Kaufleute, Versicherungsagenten, kleine Beamte im Ministerium; Castelans aus der Provinz und aus den Vororten, die zu diesem Hochzeitsfest aus dem Winkel ihrer Existenz herbeigeeilt waren; dann Kameraden Laura Castelans aus dem Konservatorium, männliche und weibliche; Angestellte des Hauses Robusson & Cie. endlich am Ehrenplatz Herr Jules Coeur, der Redakteur des Blattes „Das achtzehnte Arrondissement", und Herr Rabusson selbst, der Chef Gaston Rodiers, der wichtig, schmerbäuchig, mit dem Bändchen der Ehrenlegion im Knopfloch, laut redend und Schweigen auferlegend, auf

seinem Platze da saß, als Mann, der das Hochzeitsmahl bezahlt hat und sich zu Hause fühlt.

Diese ganze zusammengewürfelte Gesellschaft hatte sich erst am Tage selbst kennen gelernt: beim Frühstück, das der Trauung gefolgt war, im Bois de Boulogne, wo man im Sonnenschein unter den kaum von der ersten Maihitze wiederbelaubten Bäumen spazieren gegangen. Zur Stunde, wo man sich schon nicht mehr wunderte, so auf Ellbogennähe miteinander geraten zu sein, machten die Commis, kleinen Bürgersleute und Komödianten freundliche Gesichter, und mit Hilfe des Champagners lachten, plauderten und tranken sie zusammen in heller Freundschaft.

Ein Knirps von etwa zehn Jahren, hübsch wie eine kleine Gliederpuppe aus der „Belle Jardinière", verließ seinen Platz und nach einigen mütterlichen Instruktionen lief er zu der jungen Frau, küßte sie und verschwand dann unter dem Tische.

Gleich rief ein Witzbold dem Bräutigam zu:

„Hör doch, Gaston, gieb Acht auf deine Frau. Man ist gerade daran, dir die Mühe für heute abend zu ersparen."

Lautes Lachen erscholl. Man rief nach dem Kinde, das verschwunden war.

„He, Kleiner, was machst du da unten?“

Gigi, die die Specialität der doppelsinnigen Redensarten hatte und diese mit dem Ton einer unschuldigen Pensionärin zum besten gab, fügte hinzu:

„Du weißt, Ferdinand, gerade über dem Knie. Nur nicht zu hoch hinauf.“

Die junge Frau beugte sich vor, die Gesichtszüge ein wenig verzerrt, bemüht, dem Kinde die Arbeit zu erleichtern. Sie hatte die Miene eines Leidenden, an dem der Hühneraugenoperateur eine schwierige Operation vollzieht.

„Schläfst du da, Kleiner?“ rief jemand.

„Willst du, daß ich dir helfen komme?“

Der kleine Schelm kam wieder zum Vorschein, ein blau-weiß-rotes Band in der Hand. Sein Haar war auf der einen Seite ganz verwirrt; der in die Höhe gerutschte Matrosenkragen sah aus, als ob er davonfliegen wolle, und um sich zu rechtfertigen, daß er so lange zu seinem Geschäft gebraucht habe, rief er mit lauter Stimme, was den Applaus und das Gelächter noch erhöhte:

„Ich konnte den Haken nicht aus dem Loche herauskriegen.“

„Bring' das Tantchen Laura,“ sagte ihm seine Mutter.

Laura Castelan verließ ihren Stuhl und kam zu dem Kind. Sie war ein schönes Mädchen von achtzehn Jahren mit Ambraaugen, kastanienbraunem Haar und ruhigem Profil. Das rosa Musselinkleid, das ihre Taille etwas zu breit erscheinen ließ, enthüllte eine üppige Brust und die Arme einer Tänzerin. Sie hob den kleinen Jungen mit beiden Händen in die Höhe, wie man einen Vogel in die Höhe hebt und küßte ihn dann mit einem langen, gierigen, beinahe leidenschaftlichen Kusse, der einem Beobachter zeigen konnte, daß dieses Mädchen für ein normales Leben, für Ehrbarkeit, Ehe und Mutterschaft geboren sei. Sie setzte ihn auf die Erde nieder, nahm ihm das dreifarbige Band ab und sagte, auf ihren Sitz zurückgekehrt, dem Polytechniker, ihrem Tischnachbarn, einige Worte ins Ohr. Dieser lächelte und erhob sich:

„Wohin gehen wir?"

„Nebenan . . . nach dem kleinen roten Salon. Alles ist fertig."

„Gut . . . Wie Sie wollen, Cousine Laura."

Sie verließen den Saal. Henri Nodier folgte seiner Cousine.

Er war von etwas mehr als mittelmäßiger Statur; er hatte ein hübsches bräunliches Gesicht,

das von einem bläulichen, intelligenten und heitern Auge belebt war. Über die Ärmel seiner Tunika trug er die Schnüre des Chargierten, die eine am Ärmelsaum, die andere am Vorderarm.

Als sich die jungen Leute allein im roten Salon befanden, wo die Liqueure und das Kaffeegeschirr schon aufgestellt war, lachten sie sich an.

Diesen ganzen Hochzeitstag hatten die beiden, die sich noch am Abend vorher nicht gekannt hatten, zusammen verbracht, Seite an Seite im Wagen, bei der Messe Hand in Hand; im Bois hatten sie wie sinnlos zusammen auf einer Schaukel geschaukelt; während des Mahles hatten sie die ein wenig kühnen, und doch ein wenig verlegenen Redensarten sehr junger Leute ausgetauscht, die aneinander Gefallen finden, es sich aber nicht klar zu sagen getrauen; und als der Champagner serviert wurde, hatten sich ihre Kniee leise berührt, um sich nachher nicht wieder los zu lassen . . .

Übrigens brachten alle beide diesem sentimentalen Abenteuer dieselbe Unerfahrenheit in Bezug auf die Liebe, dieselbe Reinheit der Seele und der Sinne entgegen. Laura Castelan war keine Kokette; trotz ihrer lehrreichen Kindheit, trotz des einjährigen Besuchs der Opernklasse war sie völlig unverdorben

geblieben, eine bourgoise Natur, die die Regelmäßigkeit und die Ruhe liebte. Henri Nodier mit seinen zwanzig Jahren bot seinerseits das Beispiel jener bei der studierenden Jugend so häufig vorkommenden seltsamen Verbindung eines reifen, ein wenig egoistischen und durch Vernünfteln verschrobenen Geistes und eines ganz reifen Herzen dar, das bereit war, bei dem ersten Frauenblick aufzubrechen; er bot das Beispiel eines Polytechnikerherzens, dessen Kindlichkeit das Leben noch nicht angetastet hatte und die manchmal überrascht, wenn man sie unter dem mit drei Tressen geschmückten Dolman eines Artilleriekapitäns findet.

„Nun, Cousinchen," sagte der junge Mann, „was werden wir anfangen?" Laura, das Strumpfband zwischen dem Daumen und Zeigefinger ihrer beiden Hände ausgestreckt, hielt das Band ihrem Vetter unter die Nase:

„Wie, was wir anfangen werden? Wissen sie nicht, was man mit dem Strumpfband einer Braut macht? Was lernen sie denn eigentlich auf dem Polytechnikum?"

„Viel weniger Dinge, als auf dem Konservatorium, daran zweifle ich nicht, Cousine Laura. Aber ich verlange gar nichts Besseres, als daß Sie mein Lehrer sind."

Laura nahm Henri bei der Hand und führte ihn zu einem Tisch, auf dem zwei Teller mit dreifarbigen Dekorationsschleifen lagen.

„Sehen Sie das?“ fragte sie. „Das gilt für das Strumpfband der Braut, daß wir in kleine Stücke geschnitten haben, um die Gäste damit zu schmücken. Das kauft man gerade so fertig im Laden. Sie machen damit die Runde um den Tisch und dekorieren die Damen. Sie umarmen sie . . .“

„Alle?“ unterbrach Henri.

„Jawohl, mein Herr, alle . . . Die alten auch! Sie sollen sogar das Recht haben, Jeanne Delmas zweimal zu umarmen, wenn sie wollen.“

Jeanne Delmas war eine Konservatoriumsgefährtin von Laura, eine schmale kecke Brünette, die den ganzen Tag um den jungen Polytechniker herumgetanzt war.

Henri rief aus:

„Ich werde mich wohl hüten . . . Sie reizt mich, Ihre Jeanne! . . . Ich, ich kann die magern Frauen nicht leiden. Aber Sie, was werden Sie machen?“

„Ich? Nun, ich dekoriere die Herrn . . . Ich nehme ein Band auf den Teller, wie das da (sie zeigt eins) und befestige es am Knopfloch eines

Herrn. Sie steckte eine Sicherheitsnadel an Henris Tunika.

„Und," fuhr der junge Mann fort, „er wird sie umarmen, so . . ."

Er zog sie an sich und bedeckte ihren Nacken und ihre Wangen mit kurzen, eiligen Küssen, die sie kitzelten und sie zum Lachen reizten.

Zuerst war das ein Spiel, wie vorher bei der Schaukel; aber sehr bald begann jenes Fluidum des Verlangens, das von den Frauenkleidern ausströmt, den jungen Mann zu berauschen, — er suchte nach den Lippen. Sie verteidigte sich, wendete den Kopf weg, versuchte noch zu lachen, von der schmerzlichen und köstlichen Unruhe des jungfräulichen Mädchens erregt, wenn es sich unter der Macht des ersten Mannes fühlt, der ihm gefallen hat . . . Dennoch wurde sie erobert, ihre Lippen berührten sich in einem langen, ungeschickten und wilden Kuß, nach welchem Henri, aller Kräfte beraubt, seinen Kopf auf ihre nackte Schulter lehnte und flüsterte:

„Oh Laura . . . wenn Sie wollten, würde ich Sie sehr lieben."

Sie antwortete nicht. Sie vergaßen die Dekorationen, das Strumpfband, die Hochzeit, den Ort, wo sie waren, Paris und die Welt.

Die Salonthür öffnete sich; eine Stimme, die das R schnurrte, rief:

„Nun! Kinder? ... Muß man euch holen? ... Wo bleibt ihr denn?

„Meine Mutter!“ sagte Laura.

Sie trennten sich ganz beschämt und ohne zu wagen, Frau Kastelan ins Gesicht zu sehen, ergriff jedes seinen Teller mit den Dekorationen. Frau Castelan sagte nichts, aber sie beobachtete sie bis zum Augenblick, wo sie in den Speisesaal traten. Als er bei ihr vorüberkam, faßte Henri sie ganz artig um die Taille, küßte und dekorierte sie ... Sie fing an zu lachen.

„Ah, junger Mann! Sie sind ein gehöriger Taugenichts und man müßte Ihnen sehr böse sein, wenn Sie nicht so nett wären . . .“

„Bah,“ machte der Polytechniker, „heute ist Hochzeit, da ist alles erlaubt . . .“

Behende entwischte er und begann seinen Rundgang, jeder Frau ein angenehmes Wort sagend, den jungen und alten. Laura ging von der anderen Seite den Tisch ab; sie hielt die Wange mit einem gleichgültigen Schmollgesicht all' den feuchten Schnurrbärten hin ... Frau Kastelan betrachtete die beiden und murmelte für sich:

„Ich begreife, daß sie sich gefallen. Sie haben sich vorhin gewiß nicht gelangweilt.“

Und als sie ihren Tischplatz wieder eingenommen hatte, beugte sie sich über den Stuhl, auf dem die Mutter Henri Nodiers, eine alte Dame mit grauen Locken, schwarzem Samtkleid und Spitzenhaube, einer bei diesem Feste ganz und gar unangebrachten Toilette, saß und flüsterte ihr ins Ohr:

„Sehen Sie nur Ihren Sohn, Frau Nodier. Ist der aber lieb, sehen Sie? Ist der lieb! Der macht wohl viele unglücklich, nicht?“

Die alte Dame, die nicht gut verstanden hatte, da sie ein wenig schwerhörig war, erwiderte:

„Ja, er ist brav, fleißig und sehr vernünftig; ich hoffe, daß er immer so bleiben wird . . .“

Jetzt war alle Welt um den Tisch herum dekoriert. Die Frauen hatten die Kokarde an dem Ausschnitt ihrer Kleidertaille befestigt, die Herren hatten sie ins Knopfloch gesteckt und sahen aus wie ein Kongreß Freiwilliger Rettungsleute. Jeder fand die Idee der drei Farben, die im Verein mit diesen Strumpfbandfragmenten zu gleicher Zeit ein vergnügliches und patriotisches Symbol bildeten, sehr glücklich ausgedacht.

Man war bei dem überreizten und gesättigten

Augenblick angekommen, wo die Eingeladenen, ihrer Unfähigkeit, solidere Dinge zu verzehren, inne werden und langsam mit kleinem Gebäck, kandierten Kirschen, glacierten Maronen nacharbeiten, wo sie Zug auf Zug die Gläser leeren, in der Hoffnung, die Hitze, die ihnen den Magen verbrennt, auszulöschen.

Einige Toaste fielen in diese allgemeine Stumpfsinnigkeit. Der erste wurde von dem Chef Gaston Nodiers ausgebracht. Er rühmte darin „seinen mutigen Pionier, der im Begriffe steht, jenseits des Oceans den Gedanken und die Arbeit Frankreichs zu tragen" und benutzte die Gelegenheit, um zu erklären, daß er, Rabusson & Cie. das einzige Haus in Kattun sei, das jedes Jahr eine Million in Geschäften mit der Argentinischen Republik umsetze. Dann kam die Reihe an Jules Coeur, den Redakteur des „XVIII. Arrondissements", eine Rede in Versen im amüsanten und libertinen Genre, gespickt mit Anspielungen auf die Brautnacht der jungen Eheleute. Diese Poesie brachte ein wenig Leben in die Männer; bei jeder Ungezogenheit betrachteten sie die jungen Mädchen, um zu sehn, was sie wohl dazu für ein Gesicht machten.

Nachher haspelte sich die Serie der Speeches

über alle möglichen Dinge ab, Worte ohne Zusammenhang, die wie Schluchzer herauskamen . . . Endlich erhob sich ein Freund der Familie Castelan Namens Chlodwig, Advokat von Beruf, der die Opernkurse am Konservatorium besuchte, vollständig betrunken und rief mit großen Armbewegungen, wobei seine Nachbarn drei Schritte zurückwichen:

„Ich trinke . . ., ich trinke auf diesen ausgezeichneten Freund . . ., der so weit weg geht . . ., den ich niemals wiedersehen werde . . . und den ich nicht kenne . . . Ich werde ihn niemals wiedersehn . . . niemals."

Er wurde gerührt und fing an zu weinen. Man hieß ihn sich setzen. Aber er rief aus: „Niemals werde ich ihn wiedersehn! . . . Er will weggehn! Er will mich nicht wiedersehn . . ." Alsdann gab Rabusson & Cie., der meinte, daß das Maß des Ziemlichen bereits überschritten sei, das erwartete Signal, indem er sich erhob.

Die Kellner öffneten die beiden Thürflügel der benachbarten Salons; dorthin zerstreute sich die Hochzeitsgesellschaft gruppenweise um Tische, wo man den Kaffee servierte. Die Männer gingen rauchen. Die Frauen verschwanden, eine nach der andern. In aller Eile räumte man aus dem

Speiſeſaal die Gerätſchaften des Feſtmahls weg, um einen Ballſaal zu ſchaffen. „Der mutige Pionier“ und ſeine Frau benutzten die Unordnung, um ſich in den roten Salon unter die Vorhänge eines Fenſters zurückzuziehen und ſich zu ſchnäbeln wie die Turteltauben . . . An dem gegenüberliegenden Fenſter plauderten Henri Nodier und Laura mit leiſer Stimme und berührten ſich mit den Fingerſpitzen.

„Couſinchen,“ ſagte Henri, „ich bin traurig.“

Und ſie antwortete, die Augen niedergeſchlagen, nicht mehr wiſſend, wo ſie war, denn der Polytechniker hatte ihr immer Champagner eingegoſſen:

„Traurig? Das iſt nicht der Augenblick dazu. Warum ſind Sie traurig?“

„Weil es zehn Uhr vorüber iſt, mein Fräulein, weil ich um dreiviertel eins im Polytechnikum ſein muß und weil ich dreiviertel Stunde brauche, um dorthin zu gelangen.“

„Und wenn Sie ſich verſpäteten?“

So würde man mir für nächſten Mittwoch den Ausgang entziehen und vielleicht noch für Sonntag dazu. Aber wie Sie wiſſen, werden Sie nächſten Sonntag bei uns dinieren, und da möchte ich gerne dabei ſein.“

Laura schob die Unterlippe vor, machte ihr so hübsches, gewohnheitsmäßiges Mäulchen und sagte:

„Das ist langweilig. Ich hätte so gerne gehabt, daß Sie blieben . . . die ganze Nacht.“

Henri küßte ihr das Handgelenk.

„Ach Cousinchen,“ sagte er mit leiser Stimme, „wenn das wahr wäre, was Sie mir da sagen! Ich habe so sehr den Wunsch, Ihnen ein bischen zu gefallen . . . Wir haben uns erst heute zum erstenmal gesehen; dennoch ist es mir, als ob ich Sie schon lange, lange kennte . . . Und ich werde ins Polytechnikum zurückkehren, und Sie ins Konservatorium. Das heißt, wir werden uns nicht mehr sehen. Ich, ich werde an Sie denken, während Sie sich von ihren Kameraden den Hof machen lassen, von den Barytonisten . . . und von den Tenoristen.“

„O nein,“ unterbrach Laura mit Feuer. „Keine Komödianten! Da können Sie ruhig sein.“

„Wirklich?“

„Wirklich, ich verabscheue sie, Männer wie Frauen. Ich liebe wohl den Gesang. Aber alles, was ans Theater rührt, stößt mich ab und langweilt mich.“

„Nun,“ sagte Henri, „warum gehen Sie dann hin?“

„Weiß ich's?“ machte Laura. „Was kann ich dafür, wenn ich eine schöne Stimme habe? Was kann ich dafür, wenn mich Mama mit zehn Jahren Solfeggien lernen ließ? Wissen Sie, warum Sie beim Polytechnikum sind, Sie?“

„Das ist wahr,“ erwiderte Henri, nachdenklich.

Er dachte daran, daß sie recht hatte, daß unser Leben von geheimnisvollen Fäden gezogen wird, bei denen wir nicht unterscheiden können, ob wir es sind, die sie bewegen, oder ob irgendwelche fremde Macht ihnen befiehlt.

Eine Zeitlang sprachen sie nicht mehr. Sie sahen sich sogar nicht mehr an. Leute von der Hochzeitsgesellschaft gingen an ihnen vorüber. Rabusson, der die Bankhäuser von Buenos Ayres aufzählte, der Redacteur des „Achtzehnten Arrondissements“, der einen Artikel hersagte, den er über die Provinzialhauptstadt geschrieben hatte; alle sprachen sie von ihrer täglichen Arbeit, die sie morgen nach diesem Ausnahms-Feiertag, wieder aufnehmen würden. Und die beim Vorübergehen gehörten Worte fielen auf die beiden jungen Leute wie ein feiner, von Melancholie, von der Monotoni des wirklichen Lebens durchtränkter Regen, der ihre jugendliche Phantasie, ihr Bedürfnis, sich in Freiheit, ohne Fesseln, ohne

Sorge um die Zukunft, um nichts, als der Liebkosungen willen, zu lieben, erkältete.

Ihre Hände ließen einander los. Laura Castelan erhob sich.

„Genug," sagte sie. „Seien wir vernünftig!" „Wollen Sie Kaffee, Herr Henri?"

„Ja, von Ihnen will ich alles . . . Aber nennen Sie mich nicht mehr „Herr" Henri, oder ich werde böse."

Sie gingen zusammen nach den Tischen, wo einige gefüllte Tassen neben den leeren auf dem Präsentierbrett geblieben waren. Die Hochzeitsgesellschaft floß wieder in den Speisesaal zurück, der nun geräumt und mit einem Piano und mit an die Wand gestellten Stühlen versehen war, auf denen schon die Mütter saßen. Einige abgerissene Töne durchliefen die Tasten, ein paar Triller — wie die ersten Raketen eines Feuerwerks. Gigi Castelan, die sich auf dem Klavierstuhl aufgepflanzt hatte, rief durch diese Noten die Tänzer zum Appell, die mitten aus ihrem Gespräch herbeieilten, den Arm rund um die Taillen der Frauen gelegt.

Frau Castelan zog Rabusson am Ärmel:

„Nun, mein Herr, geben Sie mir den Arm zur Ehrenquadrille."

„Mit Vergnügen, schöne Frau," erwiderte der Kattunhändler.

Und seinerseits rief er:

„Der Bräutigam! Die Braut! Wo sind die Turteltauben?" Sie waren verschwunden; eine Zeitlang suchte man sie hinter den Vorhängen der Fenster. Darauf meinte Gigi, nachdem sie einen furchtbaren Accord angeschlagen und sich dadurch Gehör verschafft hatte, mit ihrer ruhigen Stimme:

„Sie werden noch im kleinen Salon sein, wo man den Kaffee genommen hat. Geh doch mal hin, Mama. Nur glaube ich, thust du gut daran, vorher anzuklopfen."

Gerade in diesem Augenblick öffnete sich die Thür vom kleinen Salon, und die Braut erschien, ganz bestürzt, jedermanns Augen auf sich gerichtet zu sehen.

„Dritter Akt aus Lucia!" rief Chlodwig, der sich zu ernüchtern begann. Und mit einer schönen Baßstimme sang er:

„Arthur ist tot
„O schwarzes Geschick!"

Die Thür öffnete sich ein zweites Mal und der „mutige Pionier" glitt in den Saal. Man applaudierte. Frau Castelan lief zu dem jungen Paar:

Eilt euch doch! . . . Schämt ihr euch denn

nicht, die ganze Gesellschaft warten zu lassen? Erstens, Gaston, gehört deine Frau noch gar nicht dir . . . Du wirst sie noch genug haben können, das ganze Leben lang, mein Gott!"

Sie geleitete sie auf ihre Plätze zur Quadrille. Gigi fragte:

„Nun? fertig Mama?"

„Ja," erwiderte Chlodwig. „Du kannst anfangen, Kleine."

Und der Ball begann, belebte sich, zog allmählich die ganze Gesellschaft mit sich, die Jungen und die plötzlich jung gewordenen Alten. Gigi führte den Lärm an, sie ließ unter ihren unermüdlichen Fingern die Walzer, die Polkas, die Quadrillen hervorgleiten, ohne auf die Tasten zu blicken, die Nase in der Luft und mit den Augen den Paaren folgend, die im Wirbel der Röcke Schweiß und Atem miteinander mischten.

Einen Augenblick hatte der Strudel so sehr alle Welt erfaßt, daß die alte Frau Nodier allein an die Wand gelehnt, dasaß. Henri, der mit Laura walzte, bemerkte es.

„Mama ist ganz allein, wollen wir ihr nicht Gesellschaft leisten?"

„Gern."

Sie flogen wie die Vögel von rechts und links auf die alte Dame zu. Henri legte seinen Arm um ihre Taille und küßte sie auf die Schläfen, wo die grauen Locken hingen. Er betete sie an.

„Nun, Mutter, amüsierst du dich?“

„Ich amüsiere mich, da ich sehe, daß ihr euch amüsiert, Kinder,“ sagte sie. Für ihren Sohn, den sie beim bloßen Bewegen der Lippen verstand, war sie nicht schwerhörig.

Laura, die sich seltsam verwirrt, traurig und glücklich fühlte, nahm von einem Bedürfnis nach Zärtlichkeit und Liebkosungen bewegt, das sie selten empfand, die Hände der Frau Nodier und neigte ihr ihre Stirn zu. Das geschah so natürlich und einfach, daß die alte Dame ganz gerührt davon war. Sie küßte sie lange. Dann, sie betrachtend, flüsterte sie, wie zu sich selbst:

„Arme Kleine! Sie ist wirklich reizend. Wie leid thut es mir, zu denken, daß sie zum Theater geht.“

„Hören Sie Mama nicht an,“ sagte Henri lachend. „Sie hat über die Schauspieler noch die Ideen von vor zweihundert Jahren.“

Und dann, gegen seine Mutter gewandt, im Tone des Vorwurfs:

„Warum ſagſt du ihr das, Mutter? Kann man nicht anſtändig, verheiratet, gute Familienmutter beim Theater wie anderswo ſein?“

Frau Nodier ſchüttelte den Kopf.

„Doch . . . aber das iſt ſehr ſchwierig . . ., wie man ſagt.“

Lauras Augen waren ein wenig feucht.

„Ach, ich verſichere Sie,“ ſagte ſie, „daß ich nichts Beſſeres wünſche, als das Theater aufzuſtecken. Es iſt meine Mutter, die mich hintreibt. Übrigens hat ſie recht. Was ſollte ich ſonſt thun? Ich habe kein Geld, mich zu verheiraten . . . Ich habe Stimme; das wird mein Mitgift ſein, wie Mama ſagt.“

Frau Caſtelan kam näher, ganz rot vom Tanzen. Sie fragte:

„Was erzählt man hier von Mama?“

„Man ſagte,“ ergriff Henri das Wort, „daß Ihre Tochter zu viel Talent hat, als daß ſie nicht zum Theater gehen ſollte.“

Nicht zum Theater gehen? Was für eine Dummheit! Warum nicht zur Krauß oder zur Marie Saß ſagen, daß ſie geröſtete Kartoffeln verkaufen ſoll? Danke! Ich möchte doch mal ſehen, ob ſie nicht zum Theater geht, nach der Mühe, die ich mir um ſie

gegeben habe. Übrigens jetzt handelt es sich gar nicht darum. Man beginnt des Tanzens müde zu werden . . . Du wirst singen, Laura. Komm, ich will dich begleiten.

„Singen? Was?“ fragte Laura.

„Das Lied aus den ‚Jahreszeiten‘. Und zeig' der Frau Nodier und Henri ein bischen, was du kannst . . .“

Laura stand auf, ging weg und machte ein Mäulchen. Henri verfolgte sie mit den Augen und sagte:

„Sie ist lieb, nicht wahr?“

„Ja,“ sagte Frau Nodier . . . ich glaube, sie ist ein braves, kleines Geschöpf. Sie ist die einzige, die mir hier nicht mißfällt, und die Braut, die aber unbedeutend ist. Diese Theaterleute, was für eine Welt! . . . Ich bin hierher gekommen, um unseren armen Vetter Nodier ein Vergnügen zu machen, aber ich werde keinen Fuß mehr in diese Familie setzen. Laura, Gigi und ihre Mutter werden heute über acht Tage bei uns speisen; so ist die Höflichkeit erwidert und dabei wird es bleiben.“

„Mich amüsieren sie“, sagte Henri.

Die alte Dame ergriff seine Hände:

„Nimm dich in acht, mein liebes Kind, nimm dich in acht.“

Sie unterbrach sich.

„Ja, ich weiß . . . Nimm dich vor schlechten Umgang in acht . . . Das ist häufig der Wendepunkt in einem noch so ehrlichen Leben.“ —

„Hälst du mir schon wieder eine kleine Predigt?“

Frau Nodier betrachtete ihn mit melancholischer Zärtlichkeit und schüttelte ihre grauen Locken.

„Henri, Henri! . . . Es ist nicht recht, daß du dich über diese Dinge lustig machst. Wenn die „Väter“ dich gehört hätten.“

Die „Väter,“ das waren die Jesuiten, bei denen Henri erzogen worden.

„Bah,“ machte der Polytechniker. „Die Väter sind Weltleute; sie wissen wohl, daß man Opernsänger braucht . . . Aber da singt Laura schon.“

In der That vernahm man die einleitenden Worte der Arie:

„Sie, für die seither dein Herz . . .“

Frau Castelan hatte Gigi am Klavier ersetzt. Sie begleitete ihre Tochter und unterwies sie wie ein Gesanglehrer: „Piano . . . Piano . . . Hol' Atem . . . Beim Wechsel des Tones: . . . Aufpassen! . . . Das B kommt! . . . Gut!“

Und die Stimme des jungen Mädchens erhob

sich, ergoß ihren Klang in den großen Saal, in der Tiefe des Gehörs die harmonischen Geheimnisse weckend, die nervöse Unruhe, die Erregung durch die Melodie, diese einzige künstlerische Emotion, der sich auch die gewöhnlichen Seelen nicht entziehen können.

Henri war näher getreten. Er horchte auf. Schauer überliefen seine Haut.

In diesem Moment schien es ihm, daß er wirklich schon seine Cousine liebte.

Er stellte sich die Zukunft vor, im Rahmen einer Opernbühne. Laura, die Heldinnenrollen des lyrischen Faches darstellend, Laura als Verkörperung der Julia, des Gretchen, der Selika, der Valentine, aller derjenigen, die den Kopf an das gestickte Wams der Tenöre lehnend, Liebesromanzen seufzen und ihre schönen nackten Arme in Verzweiflungsrecitativen winden. Sich selbst sah er reich, frei, die Sängerin an seiner Seite in einem dunklen Coupé mit herabgelassenen Vorhängen und hellen Laternen entführen . . . Und er dachte:

„Ja, sie wird mein werden . . . ganz gewiß."

Wie? Davon wußte er nichts. Aber er war zwanzig Jahre alt, hatte ein volles Herz und jenen Glauben an die Zukunft, der im voraus das Schicksal bestimmt.

Als das junge Mädchen geendet hatte, war er der erste, der auf sie zukam, ihre die Hände drückte und mit zitternder Stimme sagte:

„Laura, wie schön . . . wie schön . . . Sie werden eine große Künstlerin werden."

Sie sah seine Bewegung, war ein wenig stolz darauf und antwortete, indem sie seinen Arm nahm, ohne weiter auf die um sie geflüsterten Komplimente zu hören:

„Sie finden, daß es gut gegangen ist? . . . Um so besser. Ich habe für Sie und ihre Mutter gesungen. Aber ich ersticke; es ist eine abscheuliche Hitze . . . Kann man nicht von hier wegkommen?"

Henri erwiderte:

„Doch . . . Ich habe einen entzückenden Ort entdeckt, wo man ganz allein ist. Kommen Sie geschwind; unterdessen vergißt man uns."

In der That drängte man sich um Frau Castelan, die am Klavier geblieben war, ganz davon in Anspruch genommen, die Glückwünsche zu empfangen. Die beiden jungen Leute durchschritten den Hausflur. Henri hielt Laura bei der Hand und ging ihr voran.

„Wohin führen Sie mich?" fragte sie.

Er antwortete:

„Haben Sie keine Angſt; hier ſind wir.“

Er öffnete eine nummerierte Thür, die auf ein kleines rundes Zimmer führte, in welchem ſich ein Tiſch, Stühle, Spiegel, ein Kanapee befanden . . . Das Gaslicht war ganz heruntergeſchraubt.

„Aber hier will ich nicht hineingehen,“ ſagte Laura.

Mit einer leichten Bewegung zog ſie Henri mit.

„Kommen Sie . . . nur auf einen Augenblick . . . Es iſt dort eine Terraſſe . . . ich habe das vor dem Diner, als ich das Haus durchſtöberte, entdeckt.

Durch das offene Fenſter gelangten ſie auf den kleinen viereckigen Balkon, den Henri eine Terraſſe nannte . . . Von da aus erblickte man Gärten, Dächer, die ſich auf den Hügelabhang des Montmartre hinabſenkten, unzählige Schornſteine, von Telegraphendrähten durchſchnitten, Reihen von Straßenlaternen, bläuliche Höfe elektriſcher Bogenlampen, die hier und da zwiſchen dem Ozean von Stein hervorleuchteten, und über dieſem Horizont der klare Maihimmel, auf dem die Wolkenfetzen dahineilten. Henri und Laura hatten ſich auf das Eiſengeländer geſtützt und ganz nahe beieinander, die Nerven von der Friſche der Luft geſchärft, be-

trachteten sie den weiten bewohnten Raum, alle diese schwarzen Häuser, von denen jedes ein wenig Freude, ein wenig Traurigkeit, oder menschliche Liebe umschloß; sie vernahmen jenen Lärm von Paris, das Wagengerassel und den Schall der Schritte vermengt mit dem Chor unzähliger Stimmen. Die Lichter, das Geräusch der ungeheuren Stadt drang sozusagen in ihre Seele, belebte ihren Wunsch, frei zu sein, einander zärtliche Dinge zu sagen, eine Zelle für sich allein zu finden in diesem weiten Nest der Liebe . . .

Ihre Gedanken waren so schwer und so verwirrt, daß sie schwiegen.

Aber Henri erfaßte Lauras eine Hand, umschlang ihre Taille und, den Mund auf ihr kastanienbraunes Haar gelegt, sog er dessen Duft wie Blumenduft ein. Sie sagte sehnsuchtsvoll: „Hören Sie auf, Henri . . . Hören Sie auf, mein Freund.“ Aber dennoch ließ sie ihn gewähren. Und von der Versuchung hingerissen, schwellte sie nun ihrerseits die Lippen und legte sie auf den Hals des jungen Mannes in einem langen Kusse, währenddem es Henri vorkam, als ob man ihm alle seine Kräfte, seinen Willen, seine Gedanken aussaugte durch eine wollüstige Wunde Das war weniger brutal als der

andre gestohlene Kuß im roten Salon; es war erlesener, denn eine unsäglich aufregende Gewalt liegt in solch freiwilligen Liebkosungen einer Jungfrau, die besagen: „Ich weiß nicht recht . . . aber mich verlangt.“ Und sogleich zog Laura ihren Mund zurück, entwand sich den Händen, die keine Kraft mehr hatten, sie zurückzuhalten und entfloh.

Einige Minuten blieb Henri allein auf der Terrasse. Die Erregung des Blutes, die ihm die Schläfen entzündet und die Augen verschleiert hatte, kühlte sich langsam ab. Ganz laut, wie um Paris zu Zeugen zu rufen, sagte er:

„Liebe Kleine — ich liebe sie.“

Die Uhr von einer Mairie schlug halb Zwölf.

„Halb,“ dachte er, „ich habe noch Zeit.“

Er kehrte in die Stube zurück, tauchte ein Ende der Serviette in ein Glas, erfrischte sich damit die Wangen und trat wieder in den Ballsaal. Dort tanzte man einen wilden Ringelreigen. Henri umarmte seine Mutter und grüßte im Vorübergehen Frau Castelan. Laura machte sich aus dem Kreis los und streckte ihm die Hand entgegen:

„Adieu, Henri . . . Sie gehen weg?“

„Ja Cousine . . . Ich verspäte mich sogar . . Auf Sonntag, nicht wahr?“

„Auf Sonntag.“

Und indem sie sich die Hände schüttelten, liebkosten sie sich mit den Augen, und ihr Blick und der Schauer, der sie überlief, berauschte sie mehr, als der Champagner vom Hochzeitsfeste.

II.

Hübſche Frauengeſichter ſetzen ſich tief in unſerm Gehirn feſt und ſtrahlen von dort zurück wie von einer Art ſenſiblen Platte. Unſere Augen ſehen das Bild durch einen innern Mechanismus; ſie ſehen es durch Reflexbewegung, ohne es zu ſuchen, ohne ihm entfliehn zu können. Mit den Jahren verringert ſich die Senſibilität der Platte, dann ſchleift ſie ſich ab; vielleicht kommt dies daher, daß unſre ermüdeten Pupillen nicht mehr gut unterſcheiden; vielleicht auch ſind einander ſo viele Profile, Geſichter von dreiviertel Wert gefolgt, daß die Platte ſich verwiſcht hat und außer Gebrauch kam. Aber in der Jugend, mit zwanzig Jahren, iſt ſie noch ganz friſch und blank, wie ein neuer Spiegel; ſie ſtrahlt, ohne etwas daran zu verändern, das Bild zurück, das ſie empfangen hat, deſpotiſch vermiſcht

sie es mit allem, was die Augen erblicken; sie läßt es unter den realen Gegenständen realer als die Wirklichkeit selbst erscheinen.

Diese Tyrannei der sensibeln Platte hatte Henri am andern Tag nach der Hochzeit auszustehn; er litt mehr darunter als irgend ein andrer; denn in dieser ungeheuern Anstalt, halb Kloster, halb Kaserne, in der er lebte, gab es keine Frau, die seine Gedanken ablenken konnte.

Er sah die reizenden Züge beim Erwachen wieder, wenn in den Korridoren die Reveille erklang, die Fanfare von 6 Uhr morgens, die in die Ohren der Schlummernden sang:

„Habt ihr noch nicht lang genug geschlafen!"

Er sah sie fünfunddreißig Minuten später auf den weißen Blättern wieder, während er seine Gedanken mit einigen Lehrsätzen wieder aufzufrischen suchte; er sah sie im Hörsal bei den Gleichungen, die ein Herr im Frack, ein Mitglied des Instituts, auf die schwarze Tafel zeichnete. Den ganzen Tag wurde er von den süßen Lippen, von den beweglichen Pupillen, von den kastanienbraunen Flechten Lauras, die so schwer waren, daß sie ihre schmale Stirn zurückbogen, verfolgt.

An jenem Montag wurde die zweite Kompagnie,

zu der Rodier zählte, zum Kompagnieexerzieren kommandiert. Von drei bis vier mußte der junge Mann im Schulhof, das Gewehr auf der Schulter, unter der Leitung eines Brigadiers der republikanischen Garde manövrieren.

Der Tag war klar und warm, ein echter Pariser Maientag, ein Tag jenes Monats, wo die Luft, die man atmet, die Wärme, die einen durchdringt, ebensoviel Liebkosungen für scharfe Sinne bedeuten. Henri betrachtete während der Übungen und beneidete zugleich die seiner Kameraden, die, glücklicher als er, keinen Dienst hatten.

Die einen lagen friedlich an den Schulhofsmauern umher und ließen sich, unbeweglich wie Eidechsen, von der Sonne erwärmen. Andere spielten Billard in den großfenstrigen Sälen. Andere gingen im Kreis um den Hof mit schnellem und regelmäßigem Schritt, alle auf dieselbe Art, wie die Zeiger einer Uhr, mit geometrischer Regelmäßigkeit. Sie hatten zerrissene Hosen, die in die Halbstiefel gesteckt waren, schmutzige Röcke, die über dem Hemde und über der Brust offen waren; denn wenn der Polytechniker in den Straßen von Paris auch noch so korrekt, geschniegelt und tadellos vom Käppi bis zu den Stiefeln erscheint, trägt er in den Mauern der

Schule eine Vernachlässigung seiner Toilette zur Schau, die sehr nahe an Schlampigkeit grenzt.

Während eines: „Ganze Kompagnie, rührt euch! . . .“ klopfte jemand dem in seine Träume versunkenen Henri familiär auf die Schulter und rief ihm mit einem Mund voll Tabak die Worte zu:

„Nun, Nodier, amüsierst du dich?“

Es war der Klassenälteste des oberen Jahrganges, eine Art Riese, Namens Paul Plagel, sein großer Freund.

Henri erwiderte, ohne sich umzusehen:

„Ja, natürlich, ich amüsiere mich! Was für ein Leben wir hier führen! In unserm Alter wie kleine Jungens eingesperrt zu sein! Heut hätt' ich gute Lust, Adieu zu sagen, alles an den Nagel zu hängen und fortzulaufen, bis . . . bis . . .“

„Bis zum Café Vachette,“ fuhr Plagel fort, philosophisch an seiner Pfeife saugend. „Ist es deine Hochzeit, die dich in diesen Zustand gebracht hat? Du hast wohl revolutionären Katzenjammer.“

„Wie einfältig du bist!“ rief Nodier aus. „Gott weiß, daß ich gestern abend beim Nachhausekommen vollkommen nüchtern war. Überhaupt, betrinke ich mich vielleicht jemals, ich?“

„Nein, du bist ein kleiner Engel, wie alle Spät-

nachhauskommer, natürlich. Was mich erstaunt, ist nur, daß du mit einem so großen Ferkel, wie mir, überhaupt noch verkehrst."

Henri ergriff die Hand seines Freundes.

„Ich spaße ja nur . . . Aber übrigens, was thust du jetzt? Ich möchte nämlich ein bischen mit dir plaudern."

„Nun, ich will gerade in die Bibliothek gehen, ein wenig schlafen. Komm, wenn du deinen Schießprügel weggelegt hast, mich in einer Viertelstunde wecken."

Der Brigadier kommandierte:

„Achtung! Stillgestanden!"

Henri gab noch rasch ein Zeichen, daß er mit dem Rendezvous einverstanden sei und nahm dann seine Stellung in dem Gliede wieder ein.

Und während Plagel sich mit großen, gemächlichen Schritten entfernte, fing die Abteilung an, Schnellfeuer zu üben.

Gegen vier Uhr, nach Beendigung der Übung, betrat Nodier die Bibliothek. Dort lasen die Volontäre in den seltsamsten Stellungen, auf den Bänken ausgestreckt, auf der Erde mit dem Rücken gegen die Wand hingekauert, oder auf den Tischen alle Viere von sich gereckt. Seinem Programme getreu schnarchte Paul Plagel über einer Zeitschrift.

Nodier rüttelte ihn; er schlug die Augen auf, einen gewaltigen Fluch ausstoßend.

„Wach' auf," rief Lauras Cousin. „Es ist etwas Ernsthaftes. Ich hab' dich in einer schwierigen Sache um Rat zu fragen."

„Teufel!" erwiderte Plagel, mit noch schlaftrunkener Stimme. „Um Rat! . . . schon seit sechs Monaten gebe ich dir doch den ausgezeichneten, auf die Konkurrenz um die „Jungfernkrone" endlich einmal zu verzichten und du widersetzest dich ihm hartnäckig . . . Wenn du so von meinen Lektionen profitierst!"

„Gerade darum handelt es sich ja, zu erfahren, ob ich darauf verzichten soll oder nicht . . . Gestern ist mir nämlich ein wichtiges und angenehmes Abenteuer zugestoßen."

„Ei, ei," machte Plagel, indem er vom Stuhle aufstand, „ich wußte es wohl, daß du mit dem Gesicht da einmal eine Frau aus der Gesellschaft verführen würdest. Schnell, erzähle mir deine Geschichte. Sie wird immerhin weniger idiotisch sein, als die, die ich in diesem Heft las . . ."

Und die wissenschaftliche Revue mit beiden Händen anfassend, schleuderte er sie einem kleinen, ganz jungen Kameraden an die Brust, der gerade vorbeiging.

„Da, lies das, Fuchs," rief er ihm zu. „Heute abend, beim Zubettgehen wirst du dann auch auf keine schlechten Gedanken kommen. Und jetzt," fuhr er zu Henri gewandt fort, „bin ich ganz zu deiner Verfügung."

Die beiden Freunde gingen zusammen, streckten sich bäuchlings gegenüber auf eine Bank und, das Kinn in die Hand gestützt, in der Stellung von Sphinxen, begangen sie zu plaudern.

„Nun, ist was passiert?" fragte Plagel.

„Passiert? Nein. Aber es giebt dennoch Neues. Ich glaube, daß es mich erwischt hat. Hör' zu!"

Er erzählte die Begebenheiten vom vergangenen Abend, von dem Augenblick an, wo er Laura am Morgen der Hochzeit im Hause der Braut zum erstenmal gesehen hatte, bis zum im Angesichte von Paris ausgetauschten Kuß, bis zum letzten Händedruck.

Plaul Plagel hörte ihm mit Augenzwinkern zu und unterbrach seine Erzählungen mit Gluckfern der Freude. Jede Liebesgeschichte hat zwei Seiten: ein komische und eine gefühlvolle. Henri erzählte ganz naiv von dem Aufblühen seiner Liebe, mit jener ehrbaren Aufregung, mit der der Liebhaber Virginiens das Abenteuer in der indischen Hütte vor-

getragen haben könnte. Sein Freund, von reiferem und leichterem Temperament fand, daß diese Geschichte mit der Hochzeit, der Schaukel und dem Strumpfband wie aus den Werken von Paul de Kock herausgeschnitten sei.

„Also," schloß Henri seinen Bericht, „was soll ich nach deiner Meinung thun?"

„Na!" rief Plagel, „das Problem hat zwei Lösungen, wie der Herr Bertrand von der Akademie sagen würde. Die erste ist: Deine weißen Handschuhe, dein Käppi und deine „Tangente" anzuziehen, wenn du willst, mich bitten, dich zu begleiten und dich in die . . . Wo wohnt nur deine Liebste?"

„Rue de Bruxelles."

„ . . . dich in die Rue de Bruxelles zu begeben und dort bei den ehrenwerten Eltern um die Hand des Fräulein Laura Castelan anzuhalten."

„Oh," sagte Henri.

„Was, oh? Du machst ein schiefes Gesicht? Weißt du auch, daß sie gar keine so schlechte Partie für dich wäre, diese Cousine, und daß sie die fünftausend Frank, die du, wenn du Bergwerksingenieur sein wirst, in einem Jahre verdienst, später in ein paar Abenden mit ein bißchen Massenet- oder Verdigurgeln ebenfalls verdienen wird? Übrigens habe ich

gemeint, du wärst ein Bursche mit Prinzipien, dem die guten Patres zwei bündige französische Verse über die Zwecke des Fleisches eingeschärft hätten . . .“

„Gewiß,“ sagte Henri, „ich habe auch Prinzipien.“

„Ja, aber du schmiegst sie den Umständen an, nicht wahr? Gestern, zum Beispiel, hattest du sie in der Garderobe des Restaurants gelassen, deine Prinzipien. Nicht wahr? Nun, das macht nichts. Es giebt noch eine zweite Lösung, die eleganter ist, und die wäre, das neunte Gebot in die Tasche stecken und durch geschickte Manöver Fräulein Laura Castelan veranlassen, daß sie in den Apfel beißt, ohne den Herrn Bürgermeister vorher davon zu benachrichtigen. Sie scheint ja einen ausgesprochenen Gaschmack an dir zu finden, diese Kleine. Ich glaube, daß, wenn du dich dabei anzustellen weißt, sie in einem Monat herumzukriegen ist.“

Henri stand auf und schlug mit seiner kräftigen Faust auf Plagels Schulter.

„Willst du wohl anders reden!“

. . .„Es ist nicht nötig, daß du mir deswegen die Schulter zerhaust,“ erwiderte Paul ruhig.

Und sich seinerseits erhebend, fuhr er ernsthaft fort:

„Ereifere dich nicht über Worte, Kleiner. Schließlich mit deiner Miene eines jungen Tugendboldes bist du ja doch von den Sinnen gefangen genommen, gerade wie irgend ein junger Fuchs es in deinem Falle wäre, oder wie ich selbst. Du bist durchaus entschlossen, nicht zu heiraten, was übrigens die ‚Krönung deiner Flamme' seltsam hinausschieben würde. Bleibt nur die zweite Lösung, du mußt eine Mine legen; du wirst nichts anderes finden . . ."

„Aber," warf Henri ein, „mir scheint, daß das nicht recht ist . . ."

Und indem er diese Worte — „es ist nicht recht" — aussprach, sah er die Augen seiner Mutter wieder und das Schütteln ihres grauen Kopfes mit der schwarzen Tüllgarnitur.

Plagel drückte ihm die Hand.

„Dieses Mal bist du aufrichtig. Ja, bei Gott! Man soll es immer bedenken, ehe man ein unberührtes Mädchen zu Falle bringt, weil es ja noch so viele bessere Dinge im Leben für sie giebt, zum Beispiel ein Rindvieh von Mann zu heiraten, ihn zu betrügen, eine Schar Kinder großzuziehen . . . Nur bedenke, daß die Sache eines ersten Verführers, der ein Mädchen vom geraden Weg abbringt, viel weniger belastend dadurch wird, daß Umstände, die

von seinem Willen beinahe unabhängig sind, ihn zu dem Schritte veranlaßt haben. Und das ist der Fall bei deiner Cousine."

„Glaubst du?" fragte Henri lebhaft.

„Ganz sicher," fuhr Plagel fort. „Erstens hat sie eine Mutter, die liederlich gelebt hat und die wahrscheinlich ihrer Tochter nützliche Ratschläge geben wird, wenn die Gelegenheit an sie herantritt . . . Dann ist sie Schülerin des Konservatoriums, das niemals als eine Pflanzstätte der Tugend gegolten hat, und endlich wird sie Schauspielerin werden. Wenn du nur diesen letzten Umstand in Betracht ziehst, glaubst du, daß, nach Berechnung aller Möglichkeiten, deine Cousine viel Aussicht hätte, anständig zu bleiben?"

„Aber ich weiß nicht," erwiderte Henri interessiert. Man müßte die Frage erst analysieren . . . man müßte zum Beispiel erst den Prozentsatz derjenigen Schauspielerinnen bestimmen, die nichts mitmachen . . . Der Schaden, den ich Laura zufügen würde, würde sich dann genau im Verhältnis zu diesem Prozentsatz feststellen lassen."

Das Merkwürdige an dieser Unterhaltung war der Ernst und die Überzeugtheit der beiden Redenden. Plagel nahm wieder das Wort:

„Nun gut, sieh dich mal in der Oper, in der komischen Oper, im Français und zuguterletzt in den Boulevardtheatern um . . . Findest du da vielleicht viele Frauen, die in ehrbarem Rufe stehen?“

„Die Bilbaut-Vauchelet,“ fiel Henri ein.

„Jawohl . . . und auch noch andere, mein Gott! . . . Die eben zu dem Prozentsatz gehören. Übrigens, halt, da ist ja Creuzé, ein Mann aus der Gesellschaft; Creuzé, dessen Vater zum Jockeyklub gehört; der wird uns seine Meinung sagen.“

Ein großer, blonder und feiner Junge, dessen gepflegtes Aussehen mit der üblichen ungenierten Toilette der Kameraden kontrastierte, war gerade im Begriff, in den Bibliothekssaal einzutreten. Er schob sein Monocle zurecht.

„He Vicomte von Pomadenhengst!“ rief Plagel.

Creuzé kam auf die beiden Freunde zu.

„Was wollt ihr von mir?“ fragte er mit näselndem und mattem Ton.

„Zuerst wollen wir dich von der Nähe ansehen, weil du schön bist,“ erwiderte der große Student. „Was du für wohlgepflegte Haare hast! . . . Und dieser Rock! Du kannst mir niemals weismachen, daß er aus den Händen desselben Schneiders hervorgegangen wäre wie der unsrige.“

„Wenn ihr mich nur gestört habt, um mir dergleichen Albernheiten aufzutischen," sagte der junge Mann und machte Miene, sich zu entfernen . . .

Plagel hielt ihn am Ärmel zurück.

„Nein, bleib', wir machen Ernst. Wir wollen dich in einer Sache befragen, in der du kompetent bist. Wie hoch ist der Prozentsatz der Schauspielerinnen, die anständig sind?"

Creuzé dachte nach. In dem Hofe, der der Bibliothek gegenüber lag, schlug eine Uhr fünf Minuten vor fünf, ein Zeichen, daß das Ende der Freistunde nahe war.

„Je nun!" ließ sich der Schiedsrichter vernehmen, „meine persönliche Erfahrung werde ich euch wohl nicht anführen dürfen, weil nach ihr sich der Prozentsatz auf Null beliefe . . . Aber ich besitze eine Auskunftsstelle . . . eine ganz ernste Auskunftsstelle . . . Frau von Cazelles, die ein gastfreies Haus in der Rue de Chateaubriand besitzt. (Ich gehe manchmal am Mittwoch mit einigen Freunden, mit dem Baron Renard, dem kleinen Stern, Sohn des Bankiers von der Rue Le Peletier und mit Langy, dem Neffen vom General dorthin . . .)"

„Aha, das feinste Fett!" unterbrach ihn Plagel. „Weiter! Zur Sache!"

„Also Frau von Cazelles hat sich verpflichtet, — nicht einmal, nein, zehnmal, hundertmal — uns einerlei welche Pariser Schauspielerin von der Oper oder vom Français um den variierenden Preis zwischen zehn und fünfhundert Louis zu beschaffen."

„Teufel," rief Plagel, auf seine Tasche schlagend, „das ist eine Vermittlung, die ich nicht alle Tage in Anspruch nehmen könnte."

„Und aus der hervorgeht," bemerkte Henri Nodier, der aufmerksam zugehört hatte, „daß sich der famose Prozentsatz, nach dir, auf wie hoch belaufen würde?"

„Wenn ich mich an der berufsmäßigen Übertreibung beteiligen darf, mein Gott, so glaube ich, daß zwei bis zwei ein halb Prozent der Wahrheit so ziemlich entsprechen könnten."

„Sehr gut," rief Plagel aus, indem er sich erhob. „Vicomte, wir danken dir. Viele Empfehlungen an den Baron Renard und an den kleinen Stern, wenn du sie wiedersiehst. Komm', Henri, es ist Zeit!"

Die Menge der Lesenden verließ den Bibliothekssaal und stieg die Treppe hinab. Als sie den Hof durchschritten, sagte Plagel, seine Hand auf die Schulter des Freundes legend.

„Du siehst, daß ich recht habe. Nach unseren besten Gewährsleuten giebt es ungefähr Null Komma fünfundzwanzig Millionstel Schauspielerinnen, die ein geordnetes Leben führen. Richte dich danach ein. Auf morgen!“

Sie schüttelten sich die Hand. Henri Nodier dachte:

Fünfundzwanzig Millionstel! . . . Das ist in der Praxis gleich Null. Also gewissermaßen würde ich Laura keinen nennenswerten Schaden verursachen.

Den ganzen Abend dachte er darüber nach, ein altes Lehrbuch der Chemie vor sich offen auf dem Tische, das er vergaß.

Und so ist nun einmal die Seele eines Polytechnikers beschaffen, daß jene arithmetische Beweisführung seine letzten Skrupel verscheuchte.

III.

Am folgenden Mittwoch um zwei Uhr nachmittags schritten die beiden befreundeten Polytechniker in Interimsuniform zusammen durch das Thor der Anstalt und begaben sich nach der Place Maubert, wo sie einen Fiaker anriefen.

„Square Vintimille," sagte Plagel zum Kutscher. „Vorwärts!"

Als der Wagen im Gang war, ergriff Henri die Hände seines Freundes.

„Es ist sehr nett von dir, daß du mich begleitest, Paulchen," sagte er lächelnd zu ihm. „Durch mich kommst du um deinen halben Ausgang." Plagel zuckte die Achseln.

„Pah! Was ich auch sonst gemacht hätte, mit meinem Ausgang! . . . Ich kann meinen ‚Schatz' doch erst um fünf Uhr sehen, wenn sie von ihrem Telephon kommt. Bis dahin hätte ich wahrscheinlich

bei Vachette eine Unmaſſe Bier getrunken oder mich beim Billardſpielen herumgelümmelt. Da konnte ich dich ebenſogut begleiten . . . umſomehr, da ich Luſt habe, ſie kennen zu lernen, dieſe Couſine, von der du mir ſchon ſeit drei Tagen die Ohren voll bläſt."

„Schon gut, aber werden wir ſie ſehen?"

„Wir werden ſie ſehen, . . . Gott iſt keuſchen Jünglingen und Jungfrauen hold. Weiß ſie, daß du heute ausgehſt?"

„Ja."

„Dann iſt ſie ſchon am Fenſter und durchforſcht mit begierigen Augen die Tiefen des Squares."

„Ach, wenn das wahr wäre!" ſeufzte Henri.

Und mit einem Blick auf die Umgebungen der Seine werfend, die der Fiaker gerade paſſierte, auf den bläulichen Himmel, auf die Sonnenſtäubchen, die Paris verjüngten, flüſterte er:

„Ich bin froh . . . Das Wetter iſt ſchön. Du biſt ein braver Freund, Paul."

„Dazu ſag' ich nicht nein," erwiderte Paul. „Aber wenn wir dieſes kleine Eden, das Square Vintimille heißt, erreicht haben werden, zu was ſoll ich dir dann nützen? . . . Wenn du zu Caſtelans hinaufgehſt, um guten Tag zu ſagen, kann ich dich wahrhaftig nicht begleiten."

„Aber ich will doch nicht hinaufgehen.“

„Also fahren wir nur deshalb kreuz und quer durch Paris, damit du dir die Façade des Hauses betrachten kannst, das das Glück hat, Fräulein Laura zu beherbergen?“

„Mein Gott, das weiß ich noch nicht. Am andern Ende der Straße befindet sich ein Café. Mein Programm ist nun, dort mit dir hineinzugehen und mich an einen Tisch zu setzen, von dem aus ich alles sehen kann, ohne selbst gesehen zu werden. Wenn Laura ausgegangen ist, um so schlimmer . . . Jedoch bei so schönem Wetter wie heute haben wir Chance, daß sie, wenigstens auf einen Augenblick, auf dem Balkon erscheint. Dann werde ich sie sehen und froh sein.“

Plagel antwortete nichts. Der Fiaker fuhr die Rue de Clichy aufwärts und einen Augenblick später hielt er an einer Ecke der Place Vintimille an.

„Wir sind da,“ sagte Henri. „Hier ist das Café. Steigen wir aus.“

Als sie vor ihren Bocks saßen, zeigte Henri, der sich hinter den mächtigen Schultern seines Freundes verbarg, mit dem Finger auf ein Haus.

„Siehst du . . . das fünfte Haus in der Reihe, von der Ecke angefangen. Unten ist eine Buch-

handlung . . . Und über der Thür eine Tafel mit ‚Zimmer zu vermieten'. Haſt du's?"

„Das Haus vor der Laterne?"

„Ja. Alſo . . ., vierter Stock . . . Mit dem Balkon aus Eiſen . . ., vier Fenſter. Da iſt es."

Plagel trillerte:

„Sei mir gegrüßt, du heilige Stätte! . . ."

Er benetzte ſeine Lippen mit dem Schaum des Biers und ſchnitt eine Grimaſſe.

„Sakrament! . . . Das Bier in dem Viertel deiner Liebſten iſt nicht gut. Übrigens ſcheint mir dieſe Wirtſchaft auch hauptſächlich für die arbeitenden Klaſſen beſtimmt zu ſein. Sieh nur!"

Ein junger Mann, deſſen bleiches Geſicht, geſchwärzte Hände und befleckte Bluſe einen Buchdrucker erkennen ließen, war gerade im Begriff, ſich mit einem Mädchen in einem glanzſeidenen Fähnchen an den benachbarten Tiſch zu ſetzen. Sie ließen ſich eine Flaſche Wein bringen.

Plagel neigte ſich zu ſeinem Freund und ſagte ihm mit leiſer Stimme:

„Eine Idylle . . . Der Setzer und die Falzerin . . . Der Frühling ſtimmt die Seelen feſtlich; die proviſoriſche Regierung von Paris iſt die Liebe. Be-

trachte nur den Square Vintimille. Er ist voll lieblicher Genossinnen, wie die Wälder des Theokrit, und die Ammen sind von weiß behandschuhten Infanteristen belagert ... Dein Herz, o Nodier, stimmt mit diesen einfachen Seelen überein; du bist nichts als eine isolierte Harmonie in der universellen Liebe."

Henri konnte sich des Lachens nicht enthalten.

„Wie poetisch du heute bist. Das verändert dich vollständig."

„Ich habe früher bei einem allgemeinen Wettbewerb einmal einen Preis für lateinische Verse bekommen," entgegnete Plagel mit bescheidenem Ton ... „Aber, sag mir," fügte er hinzu, „hast du das Haus deiner Angebeteten noch nicht lange genug angeschaut? Wir machen nämlich hier Aufsehen und das geniert mich."

In der That hatte die Gegenwart der beiden Polytechniker mit ihren gleichen Schnüren die Aufmerksamkeit des jungen Volkes, das an den Zugängen zum Square spielte, auf sich gezogen, und einige Gassenjungen hatten sich bereits dem Trottoir genähert, um sie besser sehen zu können.

„Noch einen Augenblick," hat Nodier. „Zwei Fenster sind offen. Mir schien soeben, als ob sich ein Vorhang bewegt hätte."

Paul erwiderte, indem er eine Zigarette anzündete:

„Das ist der Wind, der weht, mein Kind.“

In demselben Augenblick krampfte sich die Hand seines Freundes in seinen Ärmel.

„Sieh hin,“ flüsterte er, „da ist sie . . .“

Ein junges Mädchen mit mauvefarbenem Kleid, gleichem Sonnenschirm und hellem Strohhut, erschien gerade auf der Schwelle des Hauses.

„He, he, nicht übel, ihre Silhouette,“ murmelte Plagel.

„Gehn wir weg, ich bitt' dich . . .“ machte Henri.

„Aber nein, im Gegenteil, bleiben wir. Tritt ins Caféhaus, wenn du nicht willst, daß man dich sieht. Und mich laß zur Beobachtung hier.“

Jetzt hatte sich Frau Castelan zu ihrer Tochter gesellt, und die beiden Frauen gingen die Rue de Bruxelles hinunter, dem Square zu.

Henri verschwand im Café. Plagel, der ihnen mit den Augen folgte und dabei den Kellner bezahlte, sah sie, sich nach links wenden und in die Rue de Clichy einbiegen. Er rief seinen Freund.

„Wo sind sie?“ fragte Henri.

„Sie sind gerade an der Trinité. Wenn wir die Rue Blanche nehmen, kommen wir noch vor ihnen an; wir gehen also die Rue de Clichy hinauf und begegnen auf eine ganz natürliche Weise deiner Cousine.“

„Wundervoll!“ rief Henri freudig. „Du hast Genie, Paul.“

„Den Blick Napoleons, sage ich dir; aber eilen wir uns.“

Die beiden Polytechniker begaben sich auf den Weg; in drei Minuten hatten sie die Rue de Clichy erreicht.

„Und jetzt,“ sagte Plagel, „nehmen wir wieder den Schritt von siebzig Centimeter; mir ist, als ob ich da oben schon die Farben deiner Liebsten bemerkte.“

Unter den Vorübergehenden und den Wagen, inmitten des Sonnenglanzes, der die Straße überschwemmte, sah man wirklich auf hundert Meter Entfernung den lila Flecken des Sonnenschirms, der wie ein Fallschirm an einem Faden tanzte, abwechselnd erscheinen und verschwinden.

„Wir werden sie bloß grüßen, ohne stehen zu bleiben,“ sagte Henri, ein wenig blaß.

Jetzt waren sie ganz in ihrer Nähe. Frau Castelan trippelte mit ungleichmäßigen und schnellen Schritten; Laura ging ihr voran, ihr Gang war schwer, aber nicht ohne Grazie.

Die beiden Freunde machten sich bemerkbar und grüßten auf gleiche Weise, die Hand am Käppi.

Frau Castelan sagte lachend. „Guten Tag, junger Mann!“ Laura wurde ganz rot, wendete den Kopf weg und verneigte sich kaum.

„Nun,“ sagte Plagel zu seinem Freunde nach einer Minute des Schweigens. „Hast du sie gesehen? Bist du zufrieden?“

Henri murmelte, ohne auf die Frage zu antworten:

„Es ist seit der Hochzeit etwas vorgefallen. Hast du gesehen, wie sich Laura weggewendet hat? Und ihre Mutter sah aus, als ob sie sich über mich lustig machen wollte.“

„Einfaltspinsel! Hätte sie dich vielleicht auf offener Straße umarmen sollen?“

„Es muß sich irgend etwas Neues und Ärgerliches zugetragen haben, sage ich dir. Ich weiß zwar nicht, was es sein kann, aber sicherlich irre ich mich nicht. Laura liebt mich nicht mehr. Widersprich mir nicht. Findest du, daß die Art, wie sie mich grüßte, die ist, wie ich sie nach den Begebenheiten vom Sonntag hätte erwarten dürfen?“

„Wahrhaftig, ich weiß es nicht. Der Gruß war ja augenscheinlich kalt . . . Aber ich, im Gegenteil, ich möchte das gerade als einen Beweis ansehn, daß sie an dich denkt und daß sie sich ein bischen

schämt, sich dir neulich beinahe hingegeben zu haben. Übrigens wirst du ihr denn wieder begegnen?"

„Ja . . . Nächsten Sonntag ist sie bei meiner Mutter zum Mittagessen."

„Nun, also dann wirst du sie beim Dessert um Erklärungen bitten. Bis dahin quäl' dich nicht . . . Du hast sie gesehen, das mag dir genügen. Und wenn sie dir auch ein Lächeln gezeigt hätte, würdest du deswegen heute abend doch nicht weniger allein schlafen. Übrigens ist sie sehr hübsch deine Cousine, und ich verstehe es schon, daß du angebissen hast. Donnerwetter, was ein schönes Mädchen! Breitschulterig, stämmig, mit ein paar Hüften und einer Brust . . . Ihre Miene ist allerdings ein bischen gleichgültig. Das wird im Anfang etwas Mühe kosten . . ."

„Paul!" wehrte Nodier ab.

„Ach Verzeihung . . . Du weißt, ich spreche allein vom theoretischen Standpunkt aus . . . Also meinen Glückwunsch. Jetzt hast du mich wohl nicht mehr nötig, gelt?"

„Nein," erwiderte Henri. „Ich danke dir für deine Begleitung."

„Schau' doch nicht so betrübt drein . . . Sie liebt dich, geh. Was mich anbetrifft, so sehe ich

gerade einen Wagen, der mich in das Land bringen wird, wo die jungen Telephoniſtinnen blühn . . . Ich verſpäte mich ſchon. Adieu."

Er ſchüttelte eilfertig die Hand ſeines Freundes und kletterte auf den Omnibus des Jardin des Plantes, der vorüberfuhr.

Henri erreichte zu Fuß die Rue de Ponthieu, wo Frau Nodier wohnte. Gewöhnlich empfand er eine lebhafte Freude bei dieſen Gängen; denn er liebte Paris mit der leidenſchaftlichen Liebe derer, für die dieſe ungeheure Stadt die Erziehung ihrer Augen und ihres Geiſtes bedeutet. Aber heute ging er ſchnell mit gleichgültigem Blick und abweſenden Sinnes einher. Sein Herz war voll und ſchwer, von der Traurigkeit eines Kindes erfaßt, das mit ſeinem Spielzeug ſchmollt und über die poſſierlichen Dinge, die man ihm zeigt, nicht lachen will, das gleichzeitig weinen möchte und ſich doch ſeiner Thränen ſchämt. Der Vorzug des zwanzigſten Lebensjahres beſteht gerade in dieſer Senſitivität, die durch einen Blick, durch ein Wort, durch eine Bewegung des geliebten Mädchens ebenſo grauſam verletzt werden kann, wie ſpäter nicht mehr durch den ſchwerſten Verrat. Es ſcheint, daß die jungen Herzen mit einem ebenſo feinen Flaum überzogen

sind, wie die jungen Früchte. Im Laufe der Zeit wird die Frucht rauher, und das arme, nackte, junge Herz verhärtet sich unter den Stürmen der Seele. Denn nur zu rasch bemerkt man, daß der Verlust einer Geliebten ein Verlust ist, der sich am leichtesten wieder ersetzt, daß die Frauen einander so ziemlich alle gleichen und daß, wenn die Treue ihre Annehmlichkeiten hat, die Untreue auch nicht ohne Reize ist. Das Abenteuer der Liebe, das sich gar zu oft wiederholt hat, nimmt allmählich die Gleichmäßigkeit und den Reiz einer angenehmen Gewohnheit an. Man leidet selten darunter; man genießt, aber auch das nicht mehr in so lebhafter Weise. Vielleicht ist man glücklicher so, vielleicht auch nicht.

Frau Nodier bewohnte das bescheidene Erdgeschoß eines Gartenhauses, das in einem Hofe lag. Der Polytechniker durchschritt diesen Hof mit schnellem Schritt. Das Dienstmädchen, das ihn bemerkt hatte, öffnete ihm die Thür, ehe er noch den Knopf der Schelle berührt hatte.

Auf dem Vorflur legte er seinen Degen ab.

„Ist Mama da?“

„Ja. Sie erwartet Sie im Salon.“

Er trat rasch ein. Frau Nodier saß auf einem niedrigen Lehnstuhl, die Füße in einem

Fußsack und las aufmerksam in einem dicken Gebetbuch.

Sie hob ihre Brille in die Höhe, als ihr Sohn eintrat. Er kniete vor ihr nieder, ließ sich küssen und schloß die Augen dabei. Das Gebetbuch glitt auf den Teppich.

„Wie spät du kommst, Henri," sagte die alte Dame.

Henri erwiderte.

„Es war schönes Wetter. Ich bin mit Paul Plagel ein wenig in Paris herumspaziert."

„Ist das auch ein braver Bursche, dieser Herr Plagel?" fragte die Mutter, die immer von der Furcht vor schlechter Gesellschaft geplagt war.

„Sehr brav, Mama."

„Ist er religiös?"

„Gewiß!" sagte Henri, der sich eines Lächelns nicht erwehren konnte; ich glaube zwar nicht, daß er, wie du, jeden Tag seinen Rosenkranz betet, noch daß er seine höchsten Freuden aus einem so wundervollen Schmöker wie dieser hier schöpft" — er hob das Gebetbuch auf und legte es auf einen Nipptisch — „aber er ist keineswegs gottlos und besonders ist er tolerant gegen die Religion der andern . . . Laß mich aber jetzt meinerseits an

dich eine Frage stellen: Was hast du den ganzen Tag getrieben?"

„Mein Gott, Kind, ich bin um sechs Uhr aufgestanden; dann habe ich mich angekleidet. Um halb acht bin ich nach Saint-Philippe-du-Roule gegangen, wo ich die stille Messe gehört habe; um halb zehn bin ich von dort weggegangen."

„Teufel!" rief Henri aus. „Zwei Stunden stille Messe. Aber der Geistliche, der sie las, hat doch den Tatterich und stottert."

„Henri, willst du wohl schweigen und von einem Priester nicht so sprechen? Ich sage dir ja nicht, daß ich nur einer einzigen Messe beigewohnt habe."

„Ah, du leistest dir jetzt mehrere im Tag? Das ist eine Passion . . . Und dann?"

„Dann bin ich nach Hause gegangen, habe gefrühstückt, habe Katherine beim Wäscheausbessern geholfen . . . habe die Oberin des St. Josefhauses, die zum Besuch kam, empfangen. Als sie weggegangen war, habe ich mit dem Mädchen das Diner für dich bereitet . . . Und dann habe ich mich an's Lesen gemacht und dich erwartet . . . Das ist alles."

Henri hatte sich auf einen Schemel, zu Füßen seiner Mutter gesetzt. Er nahm ihre Hände und lehnte seine Stirn gegen diese feinen, weißen, frischen

Hände, die einen so süßen, welken Duft ausströmten, wie getrocknete Blumen zwischen den Seiten eines Herbariums.

Er schloß die Lider und die Frische dieser Liebkosung drang von seinen Augen zum Herzen hinab, dessen Aufregung sich legte und das sich zu beruhigen anfing.

Wie ihm am Abend vorher, als er Laura Castelan singen gehört hatte, die Versuchung eines feurigen, wirren und leidenschaftlichen Lebens gekommen war, so träumte er jetzt, in diesem ruhigen, familiären Milieu, in der Nähe dieser alten und frommen Frau, von einer Zukunft im Halbdunkel, von einem geschlossenen, gedämpften und stillen Leben, das wie eine Abenddämmerung im Herbste dahinfließt.

IV.

Liebentbrannte Herzen — wie man noch vor hundert Jahren sagte — besitzen den wunderbaren Scharfblick, aus einem Wort, aus einer Bewegung, aus einem Senken des Augenlids die geheimen Gedanken des geliebten Gegenstandes herauslesen zu können. Was auch Paul Plagels Meinung war, Henri hatte sich nicht geirrt, wenn er nach der Haltung seiner Cousine annahm, daß sich seit der Hochzeit „etwas“ begeben habe müsse. Wirklich hatten sich Mutter und Tochter schlecht miteinander vertragen, und mehrmals hatten auf der Rue de Bruxelles zwei schöne Augen geweint.

Frau Castelan und Laura bewohnten dasselbe Zimmer und schliefen in demselben Bett; für Gigi hatte man ein Lager im Speisezimmer aufgestellt. Als am Sonntag Abend die drei Frauen in ihre Wohnung zurückgekehrt waren und Gigi gute Nacht gesagt hatte, herrschte zwischen der ehemaligen

Schauſpielerin und ihrer Tochter zuerſt ein Schweigen von ſchlimmer Vorbedeutung. Sie kleideten ſich aus, jedes an ſeiner Bettſeite, ohne ein Wort dabei zu wechſeln. Der Krieg kam erſt, wie zuweilen zwiſchen zwei feindlichen Völkern durch einen ganz kleinen Zwiſchenfall zum Ausbruch.

Frau Caſtelan, ſehr würdig in Kamiſol und weißer Zwilchhaube, ſchickte ſich gerade an, die Bettdecke von dem gemeinſchaftlichen Bett zu entfernen, als Laura, ins Nachthemd ſchlüpfend, ihr zurief:

„Mama, hör' doch, laß bitte die Decke da, . . . alle Nacht friere ich wegen deiner Manie uns aufzudecken."

Frau Caſtelan ließ die Decke los; ihre Arme glitten an ihrer Nachtjacke herab.

„Ah," machte ſie mit dumpfer Stimme, „ah, das Fräulein hat kalt; das Fräulein friert in der Nacht . . . aber dennoch kam es mir vor, als ob man ſoeben auf der Terraſſe des Reſtaurants gar keine Furcht vor Erkältung gehabt hätte . . . Dekolletiert! Um Mitternacht, draußen, bei dieſer Jahreszeit! Aber freilich war ja jemand dabei, der einem warm machte, nicht?"

Laura war karmoiſinrot geworden. Sie ſtotterte:

„Was erzählſt du mir da von deiner Terraſſe?"

„Jetzt wirst du mir wohl sagen, daß du gar nicht dort warst? In Gesellschaft eines Schlingels, der es mit mir zu thun bekommen hätte, wenn ich euch zusammen erwischt hätte.“

„Wenn du uns zusammen erwischt hättest! . . . Also hast du gar nichts gesehen. . . . Es ist kein Wort davon wahr!“

Laura hatte die Gewohnheit zu lügen. Sie log, um sich zu rechtfertigen, wenn sie sich schuldig fühlte; sie log wegen nichts, sie log aus purer Freude bei ganz gleichgültigen Gelegenheiten. Sie log mit einer wunderbaren Hartnäckigkeit, sie log gegenüber den entschiedensten Verdachtsgründen, sie log vor gegenteiligen Beweisen, und um so eifriger, je gröber die Lüge zu sein schien.

Diese augenscheinlichen Unwahrheiten brachten Frau Castelan in Harnisch. Jedoch versuchte sie, sich zu mäßigen.

„Wie dumm du doch bist, mein armes Kind. Ich sage dir, daß man dich gesehen hat . . . und nicht bloß eine Person . . . zehn Personen . . . Hast du denn gar nicht acht gegeben, daß man die Terrasse, wo ihr wart, von den Fenstern des großen Saales aus bemerken konnte? Erkundige dich doch morgen bei Jeanne Delmas darüber.“

Laura fing an mit dem Fuß aufzustampfen, wie ein Kind im Zorn.

„Ich kümmere mich viel um die Delmas; die Delmas hat gelogen. Diese gemeine Delmas! . . . Weil sie den ganzen Tag um den jungen Nodier herumgeschwänzelt ist! . . . Er hat sich den Teufel um sie geschert und er hat recht gehabt. Wenn du glaubst, was dieses Frauenzimmer sagt!"

Cousine Laura war in ihrer Aufregung nicht häßlich anzusehn. Das dünne Gewand, das sie umhüllte, verschob sich bei ihren brüsken Bewegungen und brachte ihre nackten Dianenschultern, einen Busen, vor dem man hätte in Anbetung niederknien mögen, so blaß und fest war er, und jene zarte Schulterlinie zum Vorschein, die bei jungen Mädchen zuletzt unter der vollen weißen Haut verschwindet.

Von ihrem eigenen Zorn erschöpft, sank sie auf ein Kissen und brach in Thränen aus. Frau Castelan trat zu ihr und pflanzte sich vor ihr auf.

„Hör' mich an," sagte sie mit übertriebener Ruhe in ihrer Stimme. „Was ich dir jetzt sage, geschieht nicht, um dir Vorwürfe zu machen, und du hast nicht nötig, zu flennen wie ein kleines Kind. Ich weiß wohl, was ein Hochzeitsfest ist. Der junge Nodier

ist galant gegen dich gewesen, du hast ihn gewähren lassen. Er hat dich ein bischen um die Taille genommen, dabei ist nichts Schlimmes ... Du hättest blos nicht gerade vor zehn Personen zu zeigen brauchen, wie du ihn küßtest."

Laura unterbrach sie durch ihre Thränen hindurch:

„Das ist nicht wahr!"

Frau Castelan schenkte dem Ausruf keine Beachtung.

„Alles das sind Kindereien ohne Bedeutung. Aber denk' an eins: Jetzt, wo die Hochzeit vorüber ist, wirst du mir das Vergnügen machen, die Sache mit deinem Cousin nicht weiter zu treiben. Es ist jetzt keine Zeit zum Anbandeln. Wenn du erst dein Diplom und ein gutes Engagement hast, kannst du thun, was dir beliebt, — aber bis dahin keine Dummheiten. Jetzt heißt es arbeiten. Laß dir das gesagt sein. Sonst bekommst du es mit mir zu thun."

Sie unterstützte ihre kleine Predigt mit einer energischen Handbewegung, dann ging sie mit zurückgeworfenem Kopf und ruckweisen Schritten, so wie man auf dem Theater eine würdige Haltung markiert, auf das Bett zu. Ein Wort

von Laura machte, daß sie sich umdrehte und zusammenfuhr.

„Ich werde thun, was mir gefällt," erklärte das junge Mädchen.

„Was sagst du?" fragte Frau Castelan, indem sie wieder zurück kam.

„Ich sage dir, daß mir der junge Nodier schnuppe ist, aber daß ich thun werde, was mir gefällt . . . Und gerade deshalb werde ich ihm schreiben . . . noch morgen. Wenn du glaubst, daß du mich behandeln kannst wie ein Gassenmädel! . . . Danke, ich bin neunzehn Jahre alt, ich bin nicht mehr in der Wickel. Halte deine Predigten Gigi, wenn du Lust hast."

Die frühere Schauspielerin zuckte die Achseln.

„Mein armes Kind," sagte sie, „ich weiß wirklich nicht, von wem du es hast" — sie sprach wahr — „aber du bist wirklich dumm auf die Welt gekommen. Begreifst du nicht, daß ich nur in deinem eignen Interesse handle? Was mir das ausmacht, ob du dich in deinen Cousin vernarrt hast oder nicht! Aber, unter uns, laß' uns doch einmal vernünftig sehen, wohin dich das führen wird. Oh, ich kenne die Geschichte im voraus, glaub's mir. Zuerst schreibt ihr euch recht zärtliche Briefchen, das

amüsiert euch so lange, bis es euch langweilen wird. Ihr werdet Rendezvous haben; er wird dich vom Konservatorium abholen; er wird dich auf Umwegen nach Hause bringen und dich in jedem dunkeln Winkel küssen. Beim ersten Mal, wo es regnen wird, wird er dich mit einem Fiaker erwarten. Du willst zuerst nicht einsteigen ... Du steigst aber doch ein. Mit heruntergelassnen Vorhängen, im Schritt über die äußeren Boulevards. Zunächst widersetzest du dich noch. Das thut man immer. Im Anfang hat man Angst, an's Feuer zu rühren. Und dann, eines schönen Tags, wenn der Frühling einem warm macht, und wenn du in diesen dummen Jungen, der dir Faseleien so alt wie die Welt sagt, toll geworden bist, wirst du ihm in ein Hôtel garni folgen. Und du wirst dann, noch auf dem Konservatorium, einen Schlingel zum Liebhaber haben, der nicht einmal deine Wäsche bezahlen kann."

„Nun, und wenn mir das nun grade Spaß machte? Bin ich nicht frei?" sagte Laura.

„Nein, Sie sind nicht frei, mein Fräulein, nein, das sind Sie nicht. Sie sind mir Rechenschaft schuldig für all die Opfer, die ich Euch gebracht habe ... Ei, seht doch! Ich hätte euch zwei Jüngste ins Geschäft schicken können, wie die Älteste; ich hätte

Laufmädchen ohne Hut und mit schiefgetretenen Absätzen aus euch machen und mich selbst mit meiner kleinen Rente aufs Land zurückziehen können. Anstatt dessen verzehre ich seit Jahren mein Kapital, um euch wie Prinzessinnen erziehn zu lassen, thue euch alle beide aufs Konservatorium und nun glaubt ihr, daß ihr mit solch' dummen Lümmeln die euch gefallen, nur so auf dem Boulevard promenieren dürft. O nein, entweder wird geradeaus gegangen, oder ich lasse alles liegen und gehe nach Ville-d'Avray."*)

Dieses Projekt, sich nach Ville-d'Avray zurückzuziehen, war das schwerste Geschütz, das Frau Castelan anwandte, um die Diskussionen mit ihrer Tochter abzuschneiden; das war für sie etwa von derselben Wirkung, wie wenn der deutsche Kanzler in den Budgetsdebatten des Reichstags das Gespenst eines Revanchekriegs heraufbeschwört.

Laura, aus dem Gleichgewicht gebracht, wollte ihre frühere Haltung wieder gewinnen.

„O, den Kniff mit Ville-d'Avray, weißt du, den kenne ich. Ich möchte dich einmal dort sehen, in deinem Haus auf dem Lande . . . Du würdest es lange dort aushalten. Übrigens mach', was du willst. Ich werde mein Brot schon allein verdienen."

*) Hübscher Vorort von Paris.

„Das Fräulein wird sein Brot allein verdienen? Und womit, wenn man fragen darf?"

„Ich trete aus dem Konservatorium, das mich langweilt, und werde Sängerin "

„So, singen willst du. Auf den Hinterhöfen vielleicht," höhnte Frau Castelan. „Du kannst mir wirklich leid thun. Ich habe dir's schon gesagt und ich wiederhole es: du hast eine Zukunft vor dir, wenn du arbeitest. Aber wenn du glaubst, daß du heute, so wie du bist, auch nur einen Pfennig verdienen kannst, machst du dir schöne Illusionen."

„Bah!" sagte Laura, beleidigt. Du hast dir ja auch dein Brot verdient, und du hattest weder meine Stimme, noch meine Bildung. Es ist wahr, daß außer der Musik . . ."

Sie konnte nicht weiter reden. Frau Castelan stürzte sich auf sie zu und kniff sie schrecklich in den Arm.

„Liederliches Ding! Willst du sofort still sein. Du beleidigst deine Mutter!"

Laura stieß einen durchdringenden Schrei aus, warf sich aufs Bett, mit dem Kopf auf die Decke und weinte dicke Thränen.

Da öffnete sich die Thüre. Gigi, aus ihrem ersten Schlummer geweckt, stand im Nachthemd auf der

Schwelle, das schöne, schwarze Haar fiel ihr aufgelöst bis über die Hüften.

„Nun? Was ist denn hier los?“

Die beiden Frauen begannen durcheinander zu reden.

„Es ist nichts weiter los,“ schrie Frau Castelan, „als daß deine Schwester ein undankbares und verworfenes Geschöpf ist und daß sie mich beschimpft. Geh', Kind . . ., hör' nicht auf dieses herzlose Mädchen, das mir nichts als Kummer macht!“

„Mama hat mich gehauen! heulte Laura gleichzeitig. „Sieh mal, was sie gemacht hat . . .“

Sie hielt ihren Arm unter Gigis Nase. Auf dem Oberarm sah man das violette Mal, das durch zwei Fingernägel entstanden war und um dies Mal einen blutunterlaufenen Rand.

„Donnerwetter,“ erklärte Gigi gelassen. „Hör' mal Mama, das hast du gut gemacht.“ . . . Ich will euch allen Beiden übrigens nur sagen, daß ihr seit einer Viertelstunde einen Radau macht, daß man glauben könnte, Jacques der Aufschlitzer wäre hier . . . Ihr weckt ja die Nachbarn. Werdet ihr jetzt bald ruhig sein? . . . Ich möchte schlafen.“

„Geh' zu Bett, Laura,“ befahl Frau Castelan.

„Ich schlafe nicht bei dir," erklärte Laura . . . „Ich will morgen früh nicht ganz voll blauer Flecke sein."

„Nun!" machte Gigi resigniert wie bei einem gewohnten Vorkommnis, „ich sehe schon, daß ich das Bett wechseln muß. Man könnte wahrhaftig im Speisezimmer ein zweites aufstellen für die Abende, wo ihr euch herumzankt."

Laura raffte voller Wut ihre Kleider zu einem Bündel zusammen.

„Ja, pack' dich," sagte die Mutter. „Gigi wird bei mir schlafen, die ist vernünftig."

Laura ging hinaus und warf die Thür zu. Gigi flog mit einem Purzelbaum auf das große Bett, wobei man ihren leichten und festen, knabenhaften Körper sah.

Frau Castelan legte sich bald zu ihr. Als das Licht ausgelöscht war, flüsterte sie:

„Diese Laura! Kannst du dir vorstellen, daß sie dabei war, sich in ihren Cousin zu verlieben?"

„Er sieht ein bischen naiv aus, der Cousin," bemerkte Gigi. „Wenn man wollte, könnte man sich von einem solchen Menschen heiraten lassen, sobald er groß genug wäre, einen vor's Standesamt zu führen."

„Nun ja," erwiderte die Mutter, die sich immer mit Gigi verstand. „Aber nachher?"

Und bedeutungsvoll fügte sie noch hinzu:

„Ich habe das Kind doch für's Theater und nicht für die Ehe erzogen."

„Gewiß!" versetzte Gigi. „Aber Laura, siehst du, ist ein Mädchen für die Ehe, gemacht für Kochen und Kinderkriegen. Komischer Geschmack, was, M'a?"

Frau Castelan umarmte ihre Jüngste.

„Ah, du bist meine brave kleine Tochter. Du, du, wirst meine Freude sein, dafür lege ich die Hand ins Feuer. Wie schade, daß du nicht das Talent deiner Schwester hast."

„Bah," machte Laura mit Resignation, „ich werde andere Talente haben."

Und nach diesen Betrachtungen schwiegen die beiden Frauen und schliefen bald darauf ein.

Am andern Tag und an den folgenden Tagen schmollte Laura, aber, obgleich sie schmollte, dachte sie nach. Die Luftblasen, die der Champagner von der Hochzeit in ihrem Kopf aufgewirbelt, waren zergangen, und von dieser sentimentalen Überraschung blieb kaum mehr als eine angenehme Erinnerung, mit etwas Erstaunen gemischt, zurück.

Denn jetzt wunderte sie sich über ihr Abenteuer. Wie! War sie das, die so schnell und bereitwillig ihre Partie in einer Liebesromanze heruntergesungen hatte? Sie, die bis dahin vollkommen gleichgültig geblieben? Sollte Henri wirklich so leicht den Weg zu diesem ruhigen, stets gleichmäßig und langsam schlagenden Herzen gefunden haben? Wie hatte er das nur angestellt, dieser Jüngling? Sie kümmerte sich so wenig um die Männer, unähnlich hierin ihren Kameradinnen vom Konservatorium, die beinahe alle, entweder ganz einfach Loretten waren oder auf dem besten Wege dazu.

Um sich ihr Betragen zu erklären, kam sie zu dem Schluß:

„Es ist ganz klar, ich hatte einen Schwips."

Und sie konstatierte, daß sie keinen besonders drängenden Wunsch hatte, ihren Cousin wiederzusehen. Sie hätte sogar gewünscht, ihn erst nach langer Zeit wiederzusehen, wenn sie ohne Anstrengung so thun könnte, als ob sie ihn vergessen hätte . . . Aber nein: jetzt sollte sie ihn nächsten Sonntag treffen.

Ich werde sagen, daß ich krank bin, dachte sie, und ich werde nicht hingehen.

Dann verzichtete sie auf diesen Plan, da sie

immerhin dem jungen Nodier keinen Schmerz bereiten wollte.

Er ist so lieb gegen mich gewesen . . . ich werde hingehen . . . Aber wenn er wieder mit seinen Dummheiten anfangen will, werde ich nicht darauf antworten.

Bei dieser Lösung, zu der auch die Erwägung kam, es solle nicht aussehen, als ob sie der Mutter nachgegeben hätte, verblieb Laura. Dennoch hatte Frau Castelan recht. Laura gestand es sich selbst ein. Ein Verhältnis mit Henri wäre eine lächerliche Thorheit gewesen, lächerlich wegen der Jugend des Liebhabers.

„Ja, Mama hat recht, wahrhaftig! Warum nicht gleich einen kleinen Buben lieben?“

Nichtsdestoweniger setzte sie das Maulen mit ihrer Mutter fort. Die Begegnung auf der Rue de Clichy drei Tage nach der Hochzeit ärgerte sie. Sie schien Frau Castelan mit ihren Beschuldigungen recht zu geben. Es sah so aus, als ob sie zwischen Vetter und Cousine verabredet gewesen wäre. In dem Moment, wo Henri grüßte und Laura den Kopf neigte, dachte sie:

„Was für ein Dummkopf er ist, solche Sachen zu machen! . . . Das kann noch gut werden.“

Und dieser Gedanke war's, den der Polytechniker mit dem Scharfsinn eines Liebenden erraten hatte ... Übrigens irrte Laura. Frau Castelan sprach ihr nicht mehr von Henri. Sie that, als ob sie alles vergessen hätte. Sogar als Gigi ein- oder zweimal ironische Anspielungen auf das, was sie „Lauras Caprice" nannte, machen wollte, wurde sie von ihrer Mutter durch eine Ohrfeige zum Schweigen gebracht.

Sieben Tage, die die Eindrücke und Erinnerungen allmählich abschwächten, vergingen so, bis der Sonntag kam. Am Spätnachmittag fühlte sich Laura dennoch ein wenig unruhig. Jetzt hätte sie gewünscht, daß Frau Castelan ihr sagen möchte:

„Du willst doch wohl nicht mit in die Rue de Ponthieu gehen?"

Aber im Gegenteil, Frau Castelan drängte ihre Tochter, sich anzukleiden. Laura verwendete auf ihre Toilette mehr Sorgfalt, mehr Koketterie als gewöhnlich. Gegen sechs Uhr ging man weg; man fuhr mit dem Omnibus durch das sonntägliche Paris, wie es Melancholie, Langeweile und Ärger aus- und einatmet.

Frau Nodier empfing die Castelans mit einer korrekten Zurückhaltung, ohne große Herzlichkeit.

Henri war nervös. Man speiste zeitig. Die Sonne ging unter; sie warf einen rosa Schimmer auf den Rand des Tischtuchs und der Servietten und streute einen ganzen Juwelenladen von Saphieren, Amethysten und Rubinen auf die Facetten der Gläser. Das Essen war ausgezeichnet, von bürgerlicher Solidität und erinnerte in nichts an den mittelmäßigen Luxus des Hochzeitsmahles. Trotz des schönen Abends und der guten Küche lag über der Mahlzeit eine bleierne Einförmigkeit. Frau Nodier hätte nichts Besseres gewünscht, als zu sprechen; aber sprechen, das hieß, eine Antwort herausfordern, und die alte Dame fürchtete ihre Harthörigkeit, die sie zwang, sich dieselben Dinge mehrmals wiederholen zu lassen oder aufs Geratewohl zu antworten. Frau Castelan, obgleich sie schon gekonnt hätte, fand keine drei Worte zu sagen. Laura machte ein schiefes Gesicht und rührte kaum ihren Teller an.

Was Henri anbetraf, dessen natürliche Heiterkeit sonst die Situation gerettet hätte, so litt er an jenem Mangel an Gedanken und Worten, worin einen die verliebte Angst stürzt. Nur Gigi war im Besitz ihrer selbst. Sie aß mit gutem Appetit und betrachtete mit wachsamem Blick die Tischgesellschaft,

ihre Beobachtungen für sich behaltend. Sie ging aus ihrer Stummheit nur heraus, um auf Frau Nodiers und Henris Höflichkeitsfragen mit ein paar „Gewiß, mein Herr," „Nicht doch, Madame," zu antworten, die in ihrer zurückhaltenden Art und der bescheidnen Miene, mit der sie gesagt waren, einem Pensionatsfräulein zur Ehre gereicht hätten.

Nachdem dieses klägliche Diner zu Ende war, begab man sich in den Salon. Henri hatte ein Gespräch unter vier Augen mit Laura erhofft; aber das junge Mädchen nahm neben ihrer Mutter Platz und that so, als ob sie den spärlichen und mühevollen Worten, die die beiden Frauen miteinander austauschten, mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörte. Henri fühlte, wie sich sein Herz grausam zusammenzog im Entsetzen über den Verrat seiner Liebe. Er konnte nicht mehr daran zweifeln, Laura entzog sich ihm. Laura wollte die süße freundschaftliche Verbindung, die sich vor acht Tagen zwischen ihnen angeknüpft hatte, lösen.

Als die Unterhaltung eben an ihrer Blutarmut sterben wollte, sagte Frau Nodier:

„Die jungen Damen, die alle beide ein so schönes Talent haben, wären sehr liebenswürdig, wenn sie uns etwas davon zum besten gäben."

„Madame, gern," sagte Frau Castelan, die an den Anstrengungen, die ihr die Konversation kosteten, beinahe erstickte. „Laura, hast du etwas mitgebracht?"

„Jawohl," sagte Laura . . . „Nur, wie du weißt, komme ich grade von Tisch."

„Das ist wahr," erwiderte die Mutter. „Also wird Gigi anfangen. Hol' dein Stück, Kleine."

Gigi ging hinaus, dann kam sie, mit einer Rolle in der Hand, zurück.

„M'ma," sagte sie, „du wendest mir die Seiten um, nicht?"

„Ja, mach' nur."

Sie stand auf. Gigi, die sich ans Piano begab, fand noch Gelegenheit, Henri ins Ohr zu flüstern:

„Gelt, ich bin nett, daß ich die M'ma wegnehme?"

Henri hätte sie umarmen mögen. Er brauchte jetzt in der That nur einen Stuhl zu wechseln, um sich an der Seite seiner Cousine zu befinden. Frau Nodiers Taubheit, der Lärm, den Gigi mit dem Hämmern auf die Tasten verübte und der sich anhörte, als wenn ein Hagelschlag auf ein Glashaus niederfällt, isolierten die beiden jungen

Leute mehr, als es die Wände eines Zimmers gekonnt hätten.

Dennoch bedurfte es einer gewaltigen Willensanstrengung, ehe der Polytechniker die sechs Worte aus seinem Munde herausbrachte:

„Laura . . . was habe ich Ihnen gethan?"

Laura, die mit Aufmerksamkeit eine der Rosen des Teppichs betrachtete, fühlte die Thränen durch diese leise, gebrochene und veränderte Stimme hindurch. Und an den zartesten Stellen ihres Herzens gerührt, erwiderte sie, ohne sich umzudrehn:

„Aber . . . nichts; ‚Herr' Henri."

„Oh, ich beschwöre Sie," fuhr der junge Mann fort, dem die Worte jetzt hervorsprudelten, „ich bitte Sie darum . . ., sagen Sie es mir, . . . reden Sie! Wir haben nur einen Augenblick. Womit habe ich Sie erzürnt? Weil ich Sie Mittwoch sehen wollte? Das war doch ganz natürlich. Jedenfalls verzeihen Sie mir. Lassen Sie mich nicht so in Angst, Laura!"

Er hielt inne. Frau Nodier klatschte ganz allein Beifall Als sie Gigis Finger anhalten gesehen hatte, glaubte sie, das Stück sei zu Ende. Es war aber nur eine Taktpause. Gigi drehte sich um, verneigte sich und sagte deutlich „Danke sehr, Madame . . . Heben Sie nur ein wenig fürs Ende auf, bitte."

Mit vollem Klange setzte die Musik wieder ein. Laura, die ein wenig gerührt war und sich in Henris Nähe wieder unter seinem Einfluß befand, flüsterte:

„Ich habe nichts gegen Sie, glauben Sie es mir... Aber ich bitte Sie darum, sei'n Sie vernünftig, Henri."

„Oh, Sie lieben mich nicht, das sehe ich wohl!" rief der junge Mann so verzweifelt aus, daß er vergaß, leise zu sprechen.

Und nachdem Laura mit einer Geste protestiert hatte:

Wenn sich nichts verändert hat, dann lassen Sie mich Sie wiedersehn . . . Sagen Sie mir, kleine Laura, ich bitte Sie, wo darf ich Sie treffen?"

Sie zögerte, schien bereit zu antworten, ihre Lippen formten sich schon zu dem so niedlichen Mäulchen mit dem halben Lächeln. Aber Gigi trug grade die letzten Accorde auf, und Frau Castelan verließ das Klavier. Man mußte ihr den Platz neben Frau Nodier wieder einräumen. Die zurückkommende Gigi ließ sich mit bescheidener Miene beglückwünschen. Und nun war die Reihe zu singen an Laura.

Wie gewöhnlich begleitete sie ihre Mutter. Sie sang das Lied aus der Jüdin: „Er kommt." Henri,

dem das Hirn im Kopfe erstarrt war, hörte nicht zu. All sein Denken drängte sich in die Worte: Es ist aus . . . aus! Dennoch, ohne daß er darauf acht gab, wirkte die Melodie auf ihn ein und allmählich, wie am vorigen Sonntag, zauberte sie die Zukunft vor ihm herauf . . . Ja . . . Noch einmal umgab sich Laura mit dem Nimbus der Theaterheroinen; aber als er sie hinter den Lampen der Bühne, im Rahmen der Leinwanddekorationen und des Flitterstaats erblickte, dachte er nicht mehr daran, daß sie für ihn singe und bereit sei, ihm zur Stunde noch in die Arme zu sinken . . . Sie erschien ihm im Gegenteil unerreichbar, durch alle jene glänzende und künstliche Dinge von ihm getrennt, die aus dem Leben der Sänger ein Leben für sich gestalten, ein Leben der Liebe, des Lichts, des Beifalls und des Goldes. Zum erstenmal begann er sein eignes Leben zu verwünschen und es langweilig und schal zu finden; er beneidete das Los der Tenoristen, der Leute mit dem rasierten und bleichen Gesicht, die Laura Castelan ans Herz drücken, die sie duzen, die ihr von Dingen, die sie verstehen würde, reden dürften, die selbst von ihr verstanden und bewundert würden, während er, Henri Nodier, der kein Künstler war, niemals applaudiert werden

würde. So ging Laura an ihm vorüber, ohne ihm Beachtung zu schenken. Sie löste sich von ihm, nachdem sie mit ihm gespielt hatte.

Sie verließ das Piano; der Polytechniker war so verwirrt, daß er kein Wort zu sprechen wagte; er hatte Furcht, daß seine brechende Stimme ihn verraten möchte. Er begnügte sich, Beifall zu klatschen. Dann, unter dem Vorwand dem Mädchen einen Auftrag zu geben, verließ er den Salon, lief in sein Zimmer und dort, in der Dunkelheit versuchte er wieder zur Besinnung zu kommen und die Schläge seines Herzens und das Pochen seiner Schläfen zu beruhigen.

Ganz laut stieß er die Worte heraus:

„Was habe ich ihr gethan? Mein Gott! Warum? . . . Warum? . . .“

Als er wieder in den Salon zurückkam, war er kaum ruhiger geworden.

Man nahm den Thee ohne Munterkeit. Frau Nodier, die es nicht gewohnt war, lange aufzubleiben, fühlte ihre Augen zufallen. Henri kündigte an, daß er nur bis zehn Uhr Urlaub habe und deshalb fort müsse. Die Castelans erklärten, daß sie gleichfalls gingen.

Alle vier sagten Frau Nodier Adieu und durch-

schritten Seite an Seite schweigend den Hof. Henri hatte nicht den Mut, den drei Damen seine Begleitung bis nach Hause anzubieten. An der Thorschwelle streckte er ihnen die Hand hin.

„Nun," machte Frau Castelan, „was ist das Henri? Sie geben Ihren Cousinen keinen Kuß?"

Er näherte sich Gigi und küßte sie zweimal auf die Wangen, indem er in diese Küsse die ganze heiße Zärtlichkeit für Laura hineinlegte, eine Zärtlichkeit, die das junge Kind erbeben machte. Dann kam er zur Älteren, deren Stirn er kaum berührte.

Da zog ihn Frau Castelan herbei und, ihn aufs Ohr küssend, raunte sie ihm zu:

„Courage! junger Mann, . . . Das sind Kindereien, die man in Ihrem Alter in acht Tagen vergißt!"

V.

Als Henri sich wieder auf seiner engen Pritsche, neben den Schlafstätten seiner Kameraden befand, schloß er die Augen und hielt Einkehr in sich selbst. Da schien es ihm, als ob er im Begriff sei, etwas zu verlieren, was nie wieder zu erlangen wäre, etwas, was köstlicher sei, als seine Gesundheit, seine Treffen und seine Zukunft. Gewohnheitsmäßig analysierte er diese Empfindung; er versuchte sich klar zu machen, was er eigentlich bedauerte.

Welcher wirkliche Besitz war ihm schließlich entrissen worden?

Laura hatte ihm niemals angehört; sie hatte sich ihm sogar niemals versprochen.

Warum also leiden, da sie sich entfernte und sich ihm versagte?

Er fand keinen vernünftigen Grund dafür, aber die Leere war da in seiner linken Brust; etwas

Schweres und Kaltes lastete auf seinen Schultern wie ein Mantel von Schnee. Und dennoch ließ sich zur selben Zeit in einem Winkel seines Herzens eine jugendliche, sehr ferne Stimme vernehmen:

„Ja, du leidest . . . du siehst das Leben schwarz . . . Du bist dem Weinen nahe . . . Aber dennoch ist es schön, aus Liebe zu leiden. Möchtest du deine sentimentale Traurigkeit gegen das grobe Behagen und die gemeinen Genüsse Paul Plagels eintauschen?"

Unter diesen Hirngespinsten schlief er ein. Am andern Tage arbeitete er wütend und glaubte, weil er seinen Intellekt frei und klar fühlte, so seines Schmerzes Herr geworden zu sein. Er machte das Kompagnie-Exerzieren mit dem Feuer und der Aufmerksamkeit eines Rekruten im Moment der Entlassung mit. Dann aber warf er sich, mit Thränen in den Augen, in die Arme seines Freundes Paul:

„Alles ist aus, Paul; sie liebt mich nicht mehr."

Er erzählte das melancholische Abenteuer des gestrigen Diners, berichtete über das Schweigen Lauras und Frau Castelans Schlußwort. Plagel fand das alles ziemlich spaßig, aber er hielt das Lachen zurück vor dem aufrichtigen Kummer seines Kameraden.

„Nun?" fragte Henri, als er seine Erzählung beendigt hatte.

„Nun, mein Freund, was willst du, daß ich dir sage? Weder du, noch ich vermögen hier etwas zu thun.“

„Aber was rätst du mir?“

„Immer noch Ratschläge? Das Beste, was du thun kannst, ist, deine Cousine zu vergessen, diese Leute, die nicht in deinen Kreis gehören, die nicht deine Ansichten haben, zu meiden und dich in dieser Büffelzeit ernstlich auf das Examen zu Ende des Jahres vorzubereiten.“

„Laura vergessen! Unmöglich! Ich liebe sie! Du wirst das ja nie verstehn, du!“

„Großer Einfaltspinsel, geh'! So begreif' doch, daß diese Kleine dich nicht liebt; daß sie sich neulich von dir küssen ließ, weil sie dich vielleicht nett fand, aber hauptsächlich doch, weil sie Champagner getrunken hatte, begreif' doch, daß ihre Mutter dir, aller Voraussicht nach, den Weg versperren wird, daß du unglücklich und, was noch ärger ist, ein bischen lächerlich werden wirst. Hast du's denn so eilig? Laß die Zeit vergehn; warte zwei oder drei Jahre; alsdann wirst du Fräulein Laura Castelan beim Theater wiederfinden, von einem reichen und verständigen Mann ausgehalten, den du mit Wonne betrügen und wobei du zugleich den gerechten Stolz haben wirst, um deiner selbst willen geliebt zu werden.“

„Sag' das nicht," unterbrach Henri lebhaft. „Niemals werde ich Laura begehren, wenn sie die Maitresse eines andern ist . . . Nein, ich muß sie wiedersehn . . . Ich will sie wiedersehn . . . morgen."

„Dann war's auch der Mühe wert, mich um Rat zu fragen . . . Was aber das Wiedersehn morgen, am Dienstag, anbetrifft, so scheint mir das, wenn du nicht über die Mauern unserer Kaserne springen willst, ziemlich schwierig zu sein."

„Und die Ausrede mit dem Zahnarzt?"

. . . Hier eine Erklärung dafür, was die Polytechniker zu jener Zeit unter der Ausrede mit dem Zahnarzt verstanden.

Ein Schüler fand eines Morgens beim Aufstehn, daß es schönes Wetter sei und daß es weit amüsanter sein müsse, auf den Boulevards von zwei bis fünf Uhr spazieren zu gehen, anstatt das Gewehr nach einem bestimmten Punkt zu richten oder über ranzigen Bibliotheksromanen einzuschlafen. Er knüpfte also ein Taschentuch um Kinn und Wangen und erwartete nach diesen Vorrichtungen die Glocke des Arztes. Als sie auf den Vorplätzen wiederhallte, im Rhythmus der berühmten Verse:

Seht emal, da kimmt er,
Lange Schritte nimmt er,

begab sich der Schüler in das Amtszimmer, wo der Major seine Schutzbefohlenen empfing. Dort entspann sich folgender Dialog:

„Was fehlt Ihnen, junger Mann?"

„Herr Major, ich habe einen Zahn, der mir weh thut. Ich habe die ganze Nacht Schmerzen gehabt. Das kann nicht so bleiben."

„Ah!" sagte der Major, der nicht böse war und die Dinge verstand. „Und Sie möchten ihn ziehen lassen, diesen Zahn, nicht wahr?"

„Jawohl, Herr Major. Heute, wenn Sie mir einen Schein geben möchten, werde ich zu meinem Zahnarzt gehen."

„Er wohnt wohl hier im Viertel, Ihr Zahnarzt, was? Trägt Unterrock, hat blondes Haar?"

„O, Herr Major, wie können Sie glauben? . . Wollen Sie meinen Zahn sehn?"

„Nein, nein," entgegnete der Major, der es eilig hatte, wegzukommen. „Da haben Sie Ihren Schein. Aber lassen Sie sich nicht zu viel Zähne ziehn; das ist nicht gesund.

Auf solche Weise gelang es Henri, am Dienstag gegen zwei Uhr in Interimsuniform der Schule zu entkommen, sich in einen Fiaker zu werfen und

fort ging's im vollen Trabe nach dem Faubourg Poissonnière.

Der Plan, den er am Abend vorher gefaßt und während des Tages überlegt hatte, war einfach.

Er wußte, daß Laura am Dienstag von eins bis ein Viertel nach zwei Uhr Anstandsstunde hatte; er wußte auch, daß sie, außer im Winter und abends, allein vom Konservatorium nach Hause ging.

Er wollte sie an der Thür erwarten; um jeden Preis wollte er sie sprechen und sie zwingen zu antworten. Dieses Mal fühlte er sich entschlossen. Selbst die Gegenwart der Frau Castelan hätte ihn davon nicht abhalten können.

Vor dem Comptoir d'Escompte schickte Henri den Wagen weg. Er lief zu Fuß bis in die Straße zum Konservatorium, von der Angst gepeitscht, zu spät zu kommen. Es war wirklich Zeit; bei der ersten Ecke befand er sich Auge in Auge Laura gegenüber, die ruhig, ihren Arm in dem Arm Jeanne Delmas', daherkam.

„Henri!"

„Herr Henri!" riefen die beiden mit verschiedener Betonung.

Henri spielte ziemlich gut den Überraschten.

„Meine Damen, ich dachte an Sie. So nahe

beim Konservatorium . . . Aber ich durfte kaum auf den günstigen Zufall hoffen, Ihnen zu begegnen."

Laura machte ein schmollendes Gesicht. Jeanne erwiderte:

„Sie sind gar nicht höflich. Sie hätten uns sagen müssen, daß Sie nur, weil Sie es eigens darauf abgesehen haben, hier vorübergegangen sind. Übrigens bin ich sicher, daß Sie extra deswegen ausgegangen sind. Das ist nett von Ihnen."

Sie heftete ihre Augen wie eine ausgelassene Lorette, die das Blut des Mannes zu entzünden suchte, auf den Polytechniker. Dieses Spiel brachte Laura außer sich.

„Wir wollen hier nicht übernachten, denke ich. Wenn du mit Herrn Nodier bleiben willst, brauchst du's nur zu sagen. Ich, ich hab' nicht viel Zeit übrig. Meine Mutter erwartet mich."

„Nun denn, adieu!" erwiderte Jeanne mit höhnischem Blick. „Ich hab's nicht eilig."

„Wirklich," sagte Laura, spitz werdend. „Also steht der Herr mit der gebogenen Nase heute nicht auf seinem Posten, an der Ecke der Rue Rougemont?"

Jeanne, zufrieden damit, Ihre gute Freundin zu ärgern, versetzte sanft:

„Ich lasse ihn gerne warten, um das Vergnügen zu haben, mit Herrn Henri zu plaudern.“

„Gut,“ meinte Laura, ein wenig bleich. „Ich gehe.“

Eine Minute lang befand sich Henri, wie der antike Herkules, zwischen zwei Nebenbuhlerinnen, die um ihn stritten. Die verliebte und leichtfertige Jeanne, — das war das Vergnügen für kurze Dauer und gleichzeitig eine angenehme Rache für Lauras Verrat.

Laura war die sentimentale Begierde, das Leiden der Liebe.

Er war zwanzig Jahre alt, er zögerte nicht.

Laura entfernte sich ziemlich schnell und ging gegen die Kirche Saint-Eugène hinauf. Henri grüßte Jeanne und stotterte.

„Auf Wiedersehn, Fräulein . . . will meine Cousine noch einholen.“

Und er lief ihr nach, so schnell, daß er die Bemerkung von Fräulein Delmas nicht hörte:

„Ja, geh' nur, keuscher Joseph!“

Als Laura fühlte, wie sich eine Hand auf ihren Arm legte, blieb sie stehn. Der kleine Triumph, den sie davontrug, stimmte sie nachsichtig. Lächelnd sagte sie:

„Was? Da sind Sie ja wieder? Und die arme Jeanne?“

„Ich kümmere mich viel um Jeanne,“ rief Henri

mit Feuer, indem er seine Hand unter den Arm des jungen Mädchens schob. „Es existiert nur eine Frau, die ich kenne und liebe. Das wissen Sie ganz gut, Sie Böse.“

Laura vergewisserte sich durch einen Blick, daß ihre Kameradin an der Ecke verschwunden war.

„Wirklich?“ sagte sie ruhig, längst des Faubourgs dahinschreitend.

„Giebt es eine Frau, die Sie so sehr lieben? Wer ist es denn?“

Sie waren jetzt vor der Kirche angelangt, wo man durch das halbgeöffnete Portal die Kerzen in der Dämmerung vor dem Chor brennen sah. Henri stützte sich leicht auf Lauras Arm, und einer gegen den andern gelehnt, nahmen sie mit ganz kleinen Schritten die Rue Saint-Cécile, die so öde wie eine Vorstadtstraße war.

„Laurette,“ flüsterte der junge Mann, „Sie wissen ganz gut, daß Sie es sind, die ich liebe, daß ich Sie unaussprechlich liebe, daß ich Sie viel zu sehr liebe . . . Ich wollte Sie wiedersehn; ich that Unmögliches, um heute zu Ihnen zu gelangen. Wenn ich Sie heute nicht gesehn oder wenn Sie sich geweigert hätten, mich anzuhören, ich 'glaube, ich wäre vor Schmerz gestorben.“

Er schwieg, die Sängerin näher an sich ziehend.

Laura, immer noch ohne ihn anzusehn, immer noch ohne ihm zu antworten, hörte aus dem Nachklang seines Herzens jene Musik von Worten erzittern und ersterben, die alltäglich, wie die Liebe selbst und dennoch fesselnder ist, als irgend eine nach Noten hervorgebrachte Harmonie.

„Wie lieb er ist," dachte sie.

Und während sie mit trippelnden Schritten, die Augen auf den Staub des Pflasters gerichtet, dahinschritt, träumte sie davon, wie süß es sein müßte, so durchs Leben zu gehen, fern vom Theater, fern von den faux ménages, auf grabem, eigenem und bescheidenem Weg, Arm in Arm mit einem kleinen, treuen Gatten, der immer sagen würde: „Ich liebe dich."

„Nun," nahm Henri wieder das Wort, „Sie antworten mir nicht?"

Der Faubourg Poissonnière lag vor ihnen mit seinem zwiefachen Strom von Passanten und Wagen, seinem Geschrei, seinem Lärm, seiner tumultuösen Unruhe. Lauras Traum zerstreute sich; sie blieb stehn und sagte mit ziemlicher Festigkeit:

„Aber was kann ich Ihnen antworten, Henri? ... Ich versichere Ihnen, daß ich Ihnen nicht weh

thun will. Was wünschen Sie denn von mir? Ich verspreche es Ihnen zu gewähren, wenn ich kann."

Er wurde verlegen bei dieser Frage. Im Grunde hatte sie recht. Was verlangte er eigentlich von ihr? Er wußte selbst nichts hierüber. Vielleicht wollte er nur bei ihr sein, sie sehen, sie sprechen und sprechen hören. Er erwiderte jenes so große Wort, das leer klingt, wenn es nicht alles enthält:

„Ich will, daß Sie mich lieben."

Laura errötete, machte ihren Arm los und wandte sich zur linken Seite des Faubourgs. Henri folgte ihr, unruhig, in der Furcht, sie erschreckt zu haben. Er versuchte, an ihrer Seite zu gehen; aber jeden Augenblick wurden sie von geschäftig Vorübergehenden, von Gruppen, denen man ausweichen mußte, getrennt. Und in diesem Tumult, in diesem Lärm konnten sie sich nicht sprechen.

Als sie die Rue de Dunkerque erreicht hatten, gelang es dem Polytechniker abermals, den Arm seiner Cousine zu ergreifen.

„Gehn wir über die Boulevards," sagte er in bittendem Ton. „Dort können wir wenigstens nebeneinander gehn und zusammen reden."

Laura zögerte einen Augenblick. Dann sah sie Henri an und nahm in seinen Augen eine solche Traurigkeit wahr, daß sie davon bewegt wurde.

„Gut!“ sagte sie.

Auf dem Boulevard Rochechouart gingen sie in der mittleren Allee, zwischen den beiden schmalen Baumreihen langsamer dahin. Henri begriff jetzt, daß er auf einen hartnäckigen Entschluß stieß. Mit einer zärtlichen Bewegung seine Stirn an die Schulter des jungen Mädchens legend, flüsterte er:

„Ach Laura, ich liebe Sie! Ich liebe Sie. Es ist nicht möglich, daß Sie meine Liebe nicht ein bischen erwidern.“

Die helle Nachmittagssonne stäubte über die Bäume hin. Bescheidne Häuser faßten die Landstraße ein, die mit langen Mauern abwechselten. Man begegnete wenige Vorübergehende; ein paar alte Männer und Frauen vom benachbarten Armenhaus saßen auf den Bänken, öffneten langsam ihre Tabaksbeutel, breiteten ihre karrierten Taschentücher vor sich aus und betrachteten die wenigen Spaziergänger mit verglastem, halberloschenem Blick. Armer Leute Kinder liefen einander nach und spielten Verstecken in der Allee. Der Lärm war

gedämpft und scholl nur selten lauter an's Ohr; leere Droschken fuhren im Schritt an den Trottoirs entlang. Nur die großen gelben und braunen Tramwaywagen, brachten mit ihren Hornsignalen gleichsam ein Stück von dem lebendigen und geräuschvollen Paris der Villette oder des Clichy in diese Stille.

Die jungen Leute fühlten sich ruhiger, — zufrieden, allein und unbeobachtet zu sein.

Nun begann auch Laura zu reden:

„Hören Sie mich an, Henri," sagte sie. „Ich habe viel Freundschaft für Sie . . . Ich wünschte, daß Sie glücklich wären, wirklich, wirklich. Aber sehn Sie, Sie dürfen mich nicht verfolgen, wie Sie es thun. Gesetzt, ich gäbe nach, gesetzt, ich bewilligte Ihnen Zusammenkünfte, gesetzt — ich muß das Wort gebrauchen — ich würde Ihre Maitresse . . . erstens entzweite ich mich alsdann mit meiner Mutter; sie hat es mir vorhergesagt und sie wird ihr Wort halten . . . und dann befände ich mich allein auf dem Pflaster von Paris, ohne einen Sou und ohne Stütze."

„Und ich?" unterbrach sie Henri.

„Sie? Sie werden nichts für mich thun können. Erstens sind Sie nicht frei. Sie sind noch ein Jahr in der Schule. Sie haben nichts als das Geld, das

Ihnen Ihre Mutter giebt . . . Und eine Frau . . . die kostet Geld, glauben Sie mir!"

Jedes der Worte des jungen Mädchens drang in den Traum des Polytechnikers wie eine Nadel in einen dünnen roten Gasballon. Geld? Hatte er daran auch jemals nur gedacht? Geld? Bedurfte es so vieler Dinge, um glücklich miteinander zu sein?

Er erwiderte:

„Ich werde Mathematikstunden geben. Ich werde Geld verdienen."

Laura schüttelte den Kopf.

„Das werden Sie alles sehr bald müde werden. Nach sechs Monaten, sagen wir nach einem Jahr, werden Sie mir böse sein, daß ich Ihnen die Karriere versperre, und auch ich werde vielleicht die Situation, die ich durch Sie verloren habe, bedauern. Sehen Sie, im Leben ist es nicht genug, daß einer den andern nett findet! Sich gefallen und sich in Freiheit lieben dürfen, ohne daß man dadurch jemanden schadet, oder seine Zukunft preisgiebt . . . ja, das mag ja sehr schön sein. Aber sehn Sie, ich weiß nicht, ob das jemals der Fall sein wird."

Sie sagte das alles mit ruhiger Stimme, mit dem resignierten Ausdruck, den die auf Pariser Boden geborene Mädchen annehmen, wenn sie

von den Erfordernissen des Lebens und der Liebe sprechen.

Henri fühlte, daß dieses achtzehnjährige Kind, das in Dingen, die die Bücher lehren, so unwissend war, vom Existenzkampf doch tausendmal mehr wußte, als er selbst. Und in diesem einem Augenblick begriff er die ganze Nichtigkeit des ungeheuren Haufens Wissens, womit sein eigener Kopf vollgepfropft war.

„Sie sprechen zu mir," sagte er mit Bitterkeit, „wie Ihre Mutter sprechen würde. Oh, Sie scheinen wahrhaftig Erfahrung zu haben."

Laura machte ihren Arm los.

„Das ist nicht recht, was Sie da sagen, Henri. Ich spreche aus guter Freundschaft zu Ihnen und Sie thun, als ob ich ein gefallenes Mädchen wäre. Nun, Sie irren sich. Ich weiß nicht, was ich später sein werde . . ., aber gegenwärtig, bei allem, was mir heilig ist, schwöre ich Ihnen, daß ich absolut rein bin . . . und ich kann Ihnen nur wünschen, daß die Frau, die Sie aus Ihrem Kreis heiraten werden, es ebenso sei."

Sie hatte Thränen in den Augen. Henri, bis ins Innerste ergriffen, nahm die Hand seiner Cousine, und den Ort, wo sie waren, vergessend, küßte er sie.

„Laurette, es ist wahr, ich bin ein Elender. Verzeihen Sie mir. Sie sind die beste und ehrenhafteste Frau. Ich respektiere Sie in jedem Sinne, und wenn Sie einwilligen würden, meine Frau zu werden, wäre ich stolz auf Sie und Ihre Treue."

Er sprach aufrichtig, so sehr wühlte ihm der Wunsch, den Schmerz zu sühnen, den er der Geliebten bereitete, das Herz auf.

Laura lächelte unter Thränen und fragte:

„Ist das wahr?"

„Ja!"

Sie legte ihren Arm in den Arm des jungen Mannes.

„Nun, sehen Sie, wieviel vernünftiger ich bin, als Sie . . . Ich bin es, die Nein sagen wird. Solche Heiraten werden immer unglücklich, hören Sie mich,... immer! Was wollten Sie mit mir anfangen, mein armer Henri? Ihre Mutter würde vor Kummer sterben, Ihre Kollegen würden Sie von der Seite ansehn, und ich, die man in Ihrer Gesellschaft von oben herab behandeln würde, würde noch mehr als Sie leiden."

Alles das war wahr, banal wie die alltägliche Wahrheit. Henri gestand es sich selbst ein und er faßte seinen Abscheu vor der Wirklichkeit in diesem Wort zusammen.

„Herrgott! Wie ist das Leben gemein und dumm!“

Einige Zeit gingen sie, ohne etwas zu sagen nebeneinander her. Sie hatten den Boulevard Clichy erreicht; ein Jahrmarkt mit Buden und Karussells versperrte die Straße. Sie machten einen Umweg und kamen rechts auf die Seite der Häuser.

„Aber,“ rief Henri plötzlich aus, „wenn Sie das alles gewußt haben, warum machten Sie mich auf der Hochzeit glauben, daß Sie mich liebten? Ich habe ja doch nicht geträumt, Laura. Sie haben mir erlaubt, Sie in meine Arme zu nehmen . . Ich fühle noch Ihre Lippen auf meinem Hals, diese süßen Lippen, die mich so heiß geküßt haben! . . .“

Laura senkte den Kopf und errötete.

„Es ist wahr. Ich bin einen Augenblick lang toll gewesen. Was wollen Sie Henri? Sie gefielen mir, das ist sicher und Sie waren so lieb zu mir! Und dann . . ., darf ich alles sagen?“

„Ja,“ flüsterte er.

„Nun, ich glaube, daß ich ein wenig drüber war an jenem Abend . . . Wegen meiner Stimme trinke ich zu Hause nur Bier. Der Champagner hat eine außerordentliche Wirkung auf mich.“

Das Herz des jungen Mannes krampfte sich zusammen. Ihm kam es vor, als ob der ganze Traum seiner Liebe zerrönne, sich auflöse, wie der Schaum des feurigen Weins, an dem dieser Traum seine Flügel gewärmt hatte.

Henri und Laura waren vor dem Platz Clichy nachdenklich stehngeblieben.

Laura sagte:

„Wir müssen uns trennen, Henri."

Sie streckte ihm die Hand hin. Er erfaßte sie, ohne sie zu drücken und fragte dann mit unsicherer Stimme:

„Also, ist das das Lebewohl?"

„Nein," antwortete das junge Mädchen. „Ich bitte Sie nur, mich nicht zu verfolgen und mir von alledem nicht wieder zu sprechen. Aber kommen Sie zu uns, wann Sie wollen . . ., mit Ihrer Mutter."

„Seien Sie ruhig," sagte der Polytechniker . . . „Ich werde diese Erlaubnis nicht mißbrauchen."

Er kam ihr so traurig vor, daß sie noch einmal Mitleid mit ihm hatte. Sie schüttelte seine Hand, die in der ihrigen lag.

„Sie sind mir doch nicht böse?"

Er versuchte zu lächeln.

„Nein . . . Ich habe Sie sehr lieb, immer . . . Adieu!“

„Adieu, Henri.“

Sie entfernte sich, um sich gleich wieder umzudrehn und ihm ein herzliches Kopfnicken zuzusenden; dann schritt sie über den Platz und verschwand hinter Wagen und Passanten.

Er blieb am Rand des Trottoirs stehn und schaute mit leerem Blick in die Menge, die ihm den Weg versperrte. Eine Flut von Trauer schwoll in ihm empor; es schien ihm, als ob sie in ihm alles verschlänge, seine Jugendfreude, seine Hoffnungen, seine Zukunftspläne, alles, was des Lebens wert schien.

Und doch, ganz fern in seinem Herzen flüsterte auch heute wieder die leise, beruhigende Stimme, die damals gesagt hatte: „Wie süß ist es, aus Liebe zu leiden.“

„Vor allem aber heißt es leben,“ sagte sie jetzt. „Vertraue der Zeit!“

Zweiter Teil

I.

Jedes Jahr pflegt der Miniſter für öffentliche Arbeiten in ſeinem Budget eine Summe zu Reiſeſtipendien für die Zöglinge der Bergwerksſchule auszuwerfen. Der Stipendiat iſt verpflichtet, die Reſultate ſeiner Wahrnehmungen in einer metallurgiſchen Denkſchrift niederzulegen, die er am Ende der Ferien einreicht; übrigens darf er ſich ſeine Marſchroute ſelber wählen.

Hierbei kommt nun die Verſchiedenheit der Charaktere deutlich zum Ausdruck. Die Stubenhocker geben ſich damit zufrieden, die Minen zwiſchen dem Café Vachette, dem Café Américain und Baratte zu ſtudieren. Die zu Abenteuern geneigten ſuchen Öſterreich, Rußland oder Böhmen auf. Auf jeder Etappe bieten ihnen dann die Augen der Frauen eine neue köſtliche Mineral- oder Erzprobe, von dem matten Saphir der Wienerinnen angefangen, bis zu dem Onyxgeſtein der Peſter Mädchen oder bis

zum vielfarbig glänzenden Nickel der Damen von Petersburg. Die Freunde ſtarker Erregungen nehmen Monte Carlo und den Fels von Monaco, deſſen Kalkſtein, wie jeder weiß, ſchwefelmagneſiumhaltig iſt, zum Mittelpunkt ihrer Studien. Was das Memorandum anbetrifft, ſo ſtellt man dasſelbe acht Tage vor ſeiner Ablieferung durch einen ſäuberlichen Auszug aus der Schulbibliothek her, die eigentlich nur dazu da iſt.

Auf dieſe Weiſe bereiſten Henri Nodier und ſein Freund Paul Plagel zwiſchen den Monaten Juni und September ihres letzten Studienjahres die Hälfte von Europa und ein Endchen Kleinaſien. Sie beſuchten zuſammen den Harz, den Arlberg, Oberitalien und Süddeutſchland, kamen bis nach Moskau und dem Ural, gingen nach Tiflis hinunter, durchkreuzten das Schwarze Meer und kamen wieder nach Wien über die Donau zurück. Dort trennten ſie ſich. Plagel war gezwungen, wieder nach Nordfrankreich zurückzukehren, wo ihn eine Stelle als Civilingenieur bei den Bergwerken von Escarpelle erwartete; denn der ehemalige Polytechniker wollte nicht Beamter werden, da er der Anſicht war, daß der Staat ſeine Angeſtellten zu ſchlecht bezahle und von ihnen mehr Servilismus als nützliche Arbeit fordere. Allein

geblieben, entschloß sich Henri, der erst gegen Anfang September seine Ernennung zu erwarten hatte, noch Italien kennen zu lernen. Fünf Tage lang blieb er in Venedig, eine Woche in Florenz, in Pisa einen Nachmittag. Rom langweilte und enttäuschte ihn, vielleicht, weil er zu viel Anregungen davon erwartet hatte. Und als er in Neapel ankam, befand er sich in jenem Zustand der Entnervtheit und des unbestimmten Lebensüberdrusses, der früher oder später jeden einsam Reisenden überkommt.

Seit der Zeit, wo der Cousin Laura Castelans mit den Tressen am Arme in der Gesellschaft seines Kameraden Paul im Schulhof auf und ab spaziert war, hatte er sich stark verändert.

Diese vier durchlebten Jahre waren gerade die gewesen, in denen die kindliche Schale sich abstreift und der reife Mensch zum Durchbruch gelangt. Henri war um einige Zoll gewachsen, seine Schultern waren breiter, sein Hals war kräftiger geworden; sein Benehmen, sein Mienenspiel hatte die frühere Raschheit, die jünglinghafte Natürlichkeit verloren. Das Fläumchen Schnurrbart, das sich früher auf seinen Lippen abgezeichnet, hatte jetzt Gestalt angenommen; ein feiner Spitz-

bart verlängerte sein Gesicht. Und wie es bei allen, die zu viel mit dem Kopf und bei Nacht gearbeitet haben, der Fall ist, war sein Haar an den Schläfen bereits dünn geworden. Nur seine Augen waren dieselben geblieben, diese schönen Augen, aus denen die Flamme der Intelligenz herausleuchtete; und an diesen schönen Augen erkannte ihn, wer ihn lange nicht gesehn hatte.

Auch sein Herz, sein Kinderherz hatte sich verwandelt im Dahingleiten der Jahre. Ihm selbst kam diese traurige Entwicklung zum Bewußtsein. An einem der Tische des Café d'Europe auf dem Platze San Fernando sitzend, im Begriff einen „granit" auszulöffeln, sann er hierüber nach. Er war seit kaum zwei Stunden in Neapel; er hatte grade Zeit gehabt, seinen Koffer ins Hotel zu befördern und zu frühstücken und schon fragte er sich: „Wie wäre es, wenn ich morgen abreiste?" Und doch war es ein schöner Tag, mit heller Sonne, die nicht zu heiß brannte. Von der Riviera di Chiaia und vom Quai aus hatte er sich die unvergleichliche Pracht des Golfes angeschaut, den violetten Vesuv, der in den indigofarbenen Himmel seine Rauchstreifen schleuderte — den Kranz von Citronenbäumen und Weinstöcken, die sich von Pompeji

bis Sorrent entlangziehn, und in offener See das geheimnisvolle Capri, das wie eine Sphinx am Horizonte lagerte. Das Gewirr der Menge auf den Quais, die Buntſcheckigkeit der hohen, belebten Häuſer, das Dahinſauſen der kleinen öffentlichen Fuhrwerke mit ihren kupfergeſchirrten Pferden hatten ihn angenehm unterhalten. Gewiß, von ganz Italien war Neapel die einzige Stadt, die den Träumen Wort hielt ... aber, woran es auch liegen mochte, jetzt, wo dieſer Traum verwirklicht war, ließ er ihn dermaßen gleichgültig, daß er dadurch noch trauriger wurde.

Sollte ich denn die Fähigkeit zu genießen, mich zu erregen und glücklich zu ſein, verloren haben? fragte er ſich.

Aber ich bin fünfundzwanzig Jahre alt, potztauſend! dachte er. Das iſt doch der Frühling des Lebens. Und ein Ausdruck, den er am Abend vorher in einem ins Italieniſche überſetzten franzöſiſchen Buche geleſen hatte, kam ihm in den Sinn: „Un fanciullo di venticinque anni“, auf deutſch, „ein Kind von fünfundzwanzig Jahren.“ Paul Bourget hatte ihn niedergeſchrieben. So urteilt man beim Herannahen der vierziger Jahre, daß das Leben erſt ſeit zehn Jahren angefangen habe. Welche Offenbarungen

diese zehn Jahre wohl einschließen möchten? Welche Kenntnisse, welche neuen Empfindungen sie ihm bescheeren würden, ihm, Henri Nodier? Er hatte seinen Ehrgeiz befriedigt, er war als Erster von der Schule abgegangen; er hatte Frauen in seinem Arm gehalten, junge und schöne Frauen, die ihm gesagt hatten, daß sie ihn liebten und die ihm dies wahrscheinlich mit mehr Aufrichtigkeit gesagt hatten, als sie es jemals später sagen würden; er hatte das Glück gehabt, durch Bücher und Reisen seine Kenntnisse zu erweitern, er hatte gespielt, verloren und gewonnen. Wie schnell man doch den Kreis der menschlichen Vergnügungen durchläuft! Einige Monate freier Erfahrung und es ist schon zu Ende! Und indem man sich dem Endpunkt dieser kurzen Dauer nähert und der Langenweile, der Melancholie und des Lebensekels inne wird, wird es einem klar, daß die schlimmste Erkenntnis zweifellos die ist, daß man sich von der Jünglingszeit bis zum Mannesalter von Tag zu Tag als ein ein bischen minder nobles moralisches Wesen vorkommt.

„Jawohl," dachte Henri . . . „Die einfachste Weise glücklich zu sein, wäre noch ‚Tugend zu üben', wie man im vergangenen Jahrhundert sagte . . . Aber wie das machen?"

Ein Individuum in einem gelben Anzug und mit einem Paket Zeitungen unter dem Arm riß ihn aus seinem Nachdenken, indem es ihn in schlechtem Französisch ansprach:

„Mosje, . . . Mosje . . . Wünse Sie edwas? Seitungen, Kuchen? Mosje? . . . seldene Photographien? . . . Amüsante Bücher?"

Und da Henri nicht antwortete, fügte der Mensch mit leiser Stimme hinzu:

„Wolle Sie söne Fräuleins sehn, Mosje? Edwas ganz Neues . . . Ganz nah von hier . . ."

Dabei streckte er die Hände bittend aus mit demütigem Blick, als ob es sich um sein Leben handle.

„Hast du den Figaro?" fragte der junge Mann, der anfing, die Hartnäckigkeit der Italiener kennenzulernen.

„Ja, Mosje. Figarro . . . Figarro . . . 'ier."

„Gut. Hier sind zehn Sous . . . Jetzt aber geh'!"

Der Mann entfernte sich lächelnd und Augenzwinkernd und murmelte:

„Wenn . . . söne Fräulein wünse! . . . Fragen Sie nach mir beim 'Errn von die Café . . . Angelo Fierro . . . so 'eiße ich."

Und an den Tisch zurückkehrend, schob er ihm seine Karte hin.

Henri entfaltete das Journal, las zerstreut den „Premier Paris", ging zu den verschiedenen Neuigkeiten über, durchlief die Berichte vom Theater.

Einer von diesen erzählte:

„Man schreibt uns aus Annecy: — Das Matinee-Konzert, das die städtische Behörde zu Wohlthätigkeitszwecken in unsrer Stadt zu veranstalten gedenkt, verspricht einen glänzenden Verlauf nehmen zu wollen. Das Komitee hat sich die Mitwirkung des Herrn Coquelin des Jüngeren, sowie der Damen Fräulein du Minil und Fräulein Castellani zugesichert. Fräulein Castellani ist dieselbe verdiente Sängerin, die seinerzeit den ersten Preis auf dem Pariser Konservatorium davongetragen und in vergangener Saison im Theater de la Monnaie die „Falcons" mit bedeutendem Erfolg gesungen hat."

Die Erinnerungen, die diese paar Zeilen in ihm wach riefen, fixierten die unbestimmte Erregung, die seit seiner Ankunft von Neapel die Seele des Wanderers beherrscht hatte.

Für jeden Mann von sentimentaler Gemütsart giebt es einen Frauennamen — einen einzigen unter den zwanzig Namen vergessener Maitressen und Freundinnen — der den Begriff der Liebe in seiner Vollständigkeit definiert und umfaßt. Zuweilen ist dies der Name eines großen jungen Mädchens, das man einmal flüchtig gesehn hatte, als man noch klein war; sie nahm einen damals auf ihre Kniee, küßte einen auf Stirn und Wange, ohne eine Ahnung von der beinahe grausamen Aufregung zu haben, die ganz nahe ihrem Herzen das Kinderherz empfand. Oder umgekehrt ist es der Name eines ganz jungen Mädchens, dem wir begegnet sind, als uns an der Schläfe die ersten grauen Haare kamen, einer jener Begegnungen, bei denen wir denken: warum bin ich zu früh auf die Welt gekommen . . . Fast immer aber ist es der Name einer Frau, die wir begehrt, aber nicht besessen haben, — deren idealer Reiz im alltäglichen Liebesleben nicht verflogen ist. Laura Castelan war diese Frau für Henri Nodier.

Sie war die Verkörperung seiner morgenfrischen, goldenen Jugend, . . . die letzten Schläge kindlicher Zärtlichkeit, die sein Herz gethan hatte, die letzten Stunden seiner körperlichen Unberührtheit. Wenn er an sie dachte, sah er den jungen, unbekümmerten und fleißigen Polytechniker wieder, ehrgeizig und heiter, wie er vor vier Jahren war — der auf das Leben wie auf ein großes Fest zuschritt, bei dem einen der beste Platz reserviert ist. Ach! hätte sie sich ihm doch hingegeben, in jener Zeit! Das wäre das Glück ohnegleichen, das wahre Paradies gewesen, wenn er mit diesem Kind zugleich die Liebe kennen gelernt hätte, wenn er mit ihren noch unberührten, ungeschickten Lippen jenen Weihekuß hätte austauschen dürfen, dessen heiliger Schauer niemals wiederkehrt. Anstatt dessen war sie ihres Wegs gegangen, hatte ihn allein gelassen mit seinen erwachenden Wünschen und seiner ersten Enttäuschung im Herzen.

Er erinnerte sich — und in der Ferne lag über diesen Stunden kindlichen Leidens eine weiche Melancholie — er erinnerte sich der Zeit von damals, wie er zermalmt, niedergeschmettert von Schmerz und Ekel in sein Gefängnis auf die Rue Descartes zurückgekehrt war, wie es ihm vorgekommen war, als ob alles um ihn her zusammenstürzte, als ob

das Leben kein Handaufheben mehr wert wäre. Gewiß, die Zeit hatte die Wunde schnell vernarbt; gewiß, nach einem Monat schon litt er nicht mehr. Aber es war eine Bitterkeit in dieser jungen Seele zurückgeblieben, ein Vorwurf, daß er sich hatte hinreißen lassen wie ein Kind und dann — und dann — eine Hitze des Bluts, die ihn vorher nie beirrt hatte. Die leichte Sorte Liebe, bei der sich seine Kameraden unterhielten — er hatte sich mit derselben freiwilligen Hartnäckigkeit auf sie geworfen, mit der er sich bis dahin von ihr fern gehalten hatte. Eine Gefährtin wie die, die Paul „seinen Schatz" nannte, war seine erfahrene und heißblütige Lehrmeisterin geworden. Von jenem ersten Fieber des Fleisches verzehrt, das sich junge Leute, die zu spät die Liebe kennen lernen, bemächtigt, kostete er die freie Liebe im Quartier Latin, in den Schankwirtschaften, bei den armen, liebebedürftigen, uneigennützigen und wild lebenden Frauen des untersten Standes, die zwischen dem Observatorium, der medizinischen Hochschule und der Fontäne Saint-Michel ihr Lager aufgeschlagen haben. Der Tod seiner Mutter, der ihn bis in die zartesten Wurzeln seines Herzens traf, hatte ihn für sechs Monate einsam und keusch gemacht. Dann, nachdem er in die Bergwerksschule getreten

war und in der Gesellschaft der Pariser Ingenieure verkehrte, die viel weniger verwöhnt sind, als man glaubt, hatte eine sehr junge Frau ihm ihre Liebe geschenkt und ihn beinahe drei Jahre hindurch despotisch festgehalten. Jetzt, wo er dieses Verhältnis, das zur Sklaverei geworden, müde war, gab er die Stelle als Sekretär der Bergwerksverwaltung auf und kam um einen Posten in der Provinz irgendwo im Norden ein, damit er Paul Plagel nicht allzu fern wäre.

Während dieser ganzen Zeit hatte er Laura nicht ein einziges Mal wiedergesehn. Solange die Castelans in Paris geblieben waren, hatte er sich's zum Gesetz gemacht, nicht einen Fuß zu ihnen zu setzen. Nachdem Laura ihren Preis errungen hatte, verließ sie das Konservatorium; sie hatte nacheinander in Antwerpen, Bordeaux und Brüssel gesungen und kehrte erst gegen Ende der Saison zurück, gerade zur Zeit, wo Henri sich auf Reisen befand. Ihre Beziehungen hatten sich auf einige Glückwunschkarten beschränkt und einen Kondolenzbrief, als Frau Nodier gestorben war.

Heute war Laura in die große Welt eingeführt; die Zeitungen sprachen von ihr; die Direktoren in der Provinz bezeichneten sie als einen künftigen Stern

der Oper. Ohne Zweifel, dachte Henri, hat sie einen Liebhaber, einen reichen Liebhaber — oder gar mehrere. Irgendwer hat die Blume gepflückt, irgend ein älterer, reicher Herr, den Frau Castelan im richtigen Moment bei ihr einführte.

„Einerlei," murmelte er, indem er sich erhob und die vierzehn Sous für den granit auf den Tisch warf, „der Betreffende hat sich jedenfalls nicht dabei gelangweilt."

Doch sogleich, durch einen reflektorischen Rückschlag, begann die Roheit dieser Worte ihn zu ärgern und melancholisch ließ er sein Leben von der Zeit an an sich vorüberziehn, wo seine Lippen sich widersetzt hätten, sie auszusprechen.

Nachmittags besuchte er das königliche Museum, wie man ein Pensum abarbeitet, lief dann bis zum Sonnenuntergang auf dem Quai der Chiaia umher, von einem seltsamen Übel, von dem Leiden der Einsamkeit und der Ferne gequält, das sich die, die niemals fern von ihrer Heimat geatmet und gedacht haben, gar nicht vorstellen können. Er speiste im Restaurant du Vermout, das sich bald als eine scheußliche Kneipe herausstellte, trotz der schmeichelhaften Sternchen, mit denen Baedeker es bezeichnet. Er ging wieder auf den Platz San Fernando zurück,

ließ sich im Café d'Europe einen gelben Liqueur servieren, der mit Chartreuse nur den Namen gemein hatte. Als er von dort wegging, schlug es auf San Carlo neun Uhr. Henri seufzte: „Die Theater sind geschlossen. Was beginnen? Großer Gott, was beginnen?"

Er faßte den Entschluß, wieder das Hotel aufzusuchen und zu Bett zu gehn, als er hinter sich eine flüsternde Stimme vernahm.

„Will Mosjö heut abend? ... Söne Fräulein?" ...

Es war Angelo Fierro.

„Wohnen sie weit von hier, deine Fräulein?" fragte Henri.

„Nein, Mosjö, nein, ganz nah von hier. Auf die Straßen von Chiaia, auf die Straßen von Toledo überall Frauen."

Nach einer kurzen Debatte, in der der Preis für den Besuch vereinbart wurde, folgte der junge Mann seinem Führer in die belebte Straße von Chiaia zu einem anständig aussehenden Hause, zu einer bürgerlichen Wohnung, wo zwei junge Frauen und ein junges Mädchen im Salon bei der Lampe arbeiteten. Alle drei waren sie hübsch; die letztere war sogar schön. Henri nahm sie. Als der leichte japanische Schlafrock, den sie trug, von ihr ge-

glitten war, erſchien ſie ebenſo nackt und von ebenſolcher Vollkommenheit der Formen, wie die aus dem Schutte von Pompeji geretteten Bronzen, die der Reiſende am Morgen in den Sälen des Muſeo bewundert.

„Wenn man einer ſolchen Frau in der Geſellſchaft begegnete, würde man die größten Tollheiten ihretwegen begehen, dachte Henri . . . Was für eine Komödie iſt doch die Liebe. Alle Frauen ſind einander gleich.“

„Come si chiama?“ fragte er ſie.

Sie ſagte: „Laura.“

Mit einem kurzen Satze entwand ſie ſich ihm, warf ſich auf's Bett und flüſterte!

„T'aspetto . . . Veni.“

Bald hatte er ſich zu ihr gefunden. Aber als er ſie in ſeinen Armen hielt, ſchloß er die Augen und im Moment, wo er ſie liebte, dachte er nicht mehr an ſie.

Wie alle Sentimentalen gehörte auch Henri Nodier zu denen, die die käufliche Liebe, nachdem ſie vollzogen, traurig ſtimmt. Er ging aus dieſem Haus der Chiaia weg, verachtete ſich und fluchte dem Leichentuch ſeines Fleiſches, das ſeine Seele einhüllte. Er ſchickte Angelo mit einem kleinen Goldſtück

und einem brutalen Worte fort, erreichte mit großen Schritten das Hotel de Rome und ging schnell in sein Zimmer hinauf. Dort machte er sich über einen Reiseführer durch Italien. Eine Idee war in seinem Gehirn aufgestiegen; sie lockte ihn; er glaubte in ihr ein Heilmittel gegen seinen Spleen und seine Entnervtheit zu finden, die ihn nun schon seit vierzehn Tagen nicht losließen. Er rechnete aus, daß er in drei Eisenbahnnächten in Turin sein könnte; am andern Abend in Modane, wo er übernachten würde. Am Morgen darauf würde er nach Annecy abreisen und zur Frühstücksstunde dort eintreffen. Die ganze Reise erforderte noch keine vier Tage. Ob er noch die Castelans antreffen würde? Vielleicht! Nichts dürfte sie so bald nach Paris zurückrufen; es war kaum wahrscheinlich, daß sie das liebenswürdige Land Savoyen verließen, ehe sie der Winter von dort vertriebe. Und übrigens, was riskierte er dabei? Wenn er sie nicht mehr erreichte, würde er die Umgegend besuchen oder nach Paris zurückkehren. Er mußte vor allen Dingen die letzten Tage seiner Freiheit gut anzuwenden suchen, und Italien langweilte ihn entschieden.

Er verließ wirklich Neapel am andern Morgen. Nachdem Rom passiert war, goß es in Strömen vom Himmel; die Züge hatten wegen des schlechten

Wetters außer der gewöhnlichen, noch vermehrte Verspätung; im ganzen war die Reise bis Turin wirklich erbärmlich. Nichts stimmt mehr zu großmütigen Gefühlen als die Bequemlichkeit des Lebens und eine freundliche Witterung. Nichts macht verdrießlicher, misanthropischer und skeptischer als der Regen und die kleinen Beschwerden einer ungenügenden Einrichtung. Henri hatte kein bestimmtes Projekt über sein Benehmen gegen Laura. Er sagte sich nur: „Es wird mich unterhalten, sie wiederzusehn, sie, die Mama Castelan und Gigi . . .“ Auf dem Weg machte er sich seine Gedanken; als er in Turin ankam, kombinierte er bereits seine Angriffspläne und dachte: „Wahrscheinlich hat sie bereits eine stattliche Anzahl Liebhaber gehabt; wenn wir einen für die Saison und einen für Paris annehmen, sind es als Minimum schon sechs. Ich wäre schön thöricht, wenn ich da Faxen machen wollte. Ich will sie. Ich werde sie haben oder wissen warum nicht.“

In Modane klärte sich nachts das Wetter ein wenig auf, aber es blieb immer noch bewölkt und zweifelhaft. Die Sonne grüßte den in seine Heimat zurückkehrenden Reisenden; von Modane bis Annecy genoß Henri die köstliche Freude, sein Geburtsland

nach langer Zeit der Abwesenheit wiederzusehn. Die Cigarre zwischen den Lippen, betrachtete er, wie auf der blauen Tapete des Himmels die Telegraphendrähte rytmisch auf und nieder gingen, und sein Traum der sich an diese lange Kette festhing, glitt daran weiter, schnell, wie die Worte, die sie unsichtbar mit sich führte. Und diese Zauberdrähte gingen nach dem Lande, wo Cousine Laura weilte! — Und vielleicht flog im selben Augenblick ein Gedanke des jungen Mädchen durch ihr Netz, eins jener zärtlichen Telegramme, die man dem Geliebten sendet: „Komm morgen . . . keine Vorstellung . . . habe den Abend frei."

Henri kam nachmittags gegen 2 Uhr in Annecy an. Er ließ sich sogleich nach dem Hotel de l'Angleterre führen, wo sich, nach den Erkundigungen, die er hierüber auf dem Bahnhof eingezogen, die Familie Castelan eingerichtet hatte.

Im Hotelbureau, während man den Diener für das Gepäck herbeiläutete, fragte er nach Madame Castellani.

„Das Fräulein ist ausgegangen," antwortete man ihm.

Und mit einer kleinen Verlegenheit fügte man hinzu:

„Übrigens empfängt das Fräulein niemand."

„Ich glaube, daß sie mich immerhin empfangen wird," sagte Nodier lächelnd. „Frau Castelan ist wohl nicht abwesend. Frau Castelan, hören Sie?"

„Nein, mein Herr. Sie ist auf ihrem Zimmer mit Fräulein Marguerite."

„So? Dann benachrichtigen Sie sie bitte, daß jemand von ihrer Familie sie auf einen Augenblick zu sprechen wünsche . . ."

Er machte sorgfältig Toilette und ungefähr eine halbe Stunde später ließ er sich in die Etage der Sängerin führen. Sein Herz schlug ein wenig. Mit fünfundzwanzig Jahren hat man gut sagen: „Ich bin Skeptiker, ich bin blasiert"; in gewisser Hinsicht nützt es einem doch nichts; die Selbstwahrnehmung der Liebe erfolgt niemals ohne innere Erregung.

Über der Thür des Gemaches, in das ihn der Diener führte, las Henri eine mit Oblaten befestigte Visitkarte:

Mlle. Laura Castellani
Artiste Lyrique

Antvers — Bruxelles — Bordeaux

„Immer wichtiger wird sie, diese Cousine," dachte er. „Man hat vielleicht gar nicht mehr die Gewogenheit, sich meiner zu erinnern."

Der Diener klopfte an. Ein ganz junges Dienstmädchen öffnete die Thüre.

„Das ist der Herr, der Frau Castellani zu sprechen wünscht."

„Treten Sie gefälligst näher, mein Herr," sagte die Bonne.

Sie führte den jungen Mann in einen kleinen, abgeblaßten Salon.

„Darf ich bitten, Platz zu nehmen ... Madame werden sogleich kommen."

Aus dem Nebenraum vernahm man ein Geräusch von Porzellangeschirr und Wasser.

Eine Stimme, die Henri wieder erkannte, rief in sehr wenig liebenswürdigem Ton:

„Sie sind es, Baron, ich wette darauf!"

„Wetten Sie nicht, Madame," versetzte Henri heiter. „Ich kenne den Baron nicht. Aber ich bin gewiß, daß er es nicht ist."

Ein Schweigen trat ein, dann öffnete sich die Thür und Frau Castelan erschien auf der Schwelle, mit einer Frisur à la diable, in einem schmutzigen, nur halb zugeknöpften Schlafrock. Beim Anblick

Henris hielt sie plötzlich an . . . Offenbar sagte sie sich:

„Ich habe doch diesen jungen Mann schon irgendwo gesehn . . . Aber wo nur?“

Henri lächelte.

„Besinnen Sie sich nur, Madame; Sie werden mich schließlich doch noch erkennen.“

Plötzlich nahm das bewegliche Gesicht der früheren Komödiantin einen milderen Ausdruck an, und sie streckte ihre beiden Hände aus:

„Henri! . . . Ach! Der liebe Junge!“

Er wurde gerührt bei diesem Ausruf, und die beiden Hände, die man ihm darreichte, fassend, küßte er Lauras Mutter auf beide Wangen.

„Ja, liebe Frau Castelan. Es ist Henri in eigner Person; nur sehr verändert, wie es scheint, da Sie ihn nicht mehr wiedererkennen wollten.“

Flink, wie ein junges Mädchen, machte sich Frau Castelan los, fuhr mit der einen Hand nach ihrem Haar, das herabzufallen drohte, mit der andern nach einem Fauteuil, den sie vorrückte und rief eine Menge Worte und abgebrochene Phrasen durcheinander, sodaß Henri keine Zeit hatte, ein Wort anzubringen.

„Verändert! Das glaub' ich . . . Ein ganzer

Mann! Sieh mal einer! Aber setzen Sie sich doch. Ach! wie lieb das ist, daß Sie zu uns gekommen sind. Und wie kommt es, daß Sie hier sind? Aber nehmen Sie doch den Sessel dort, der ist angenehmer . . . Laura wird sich sehr freuen. Sie ist grade ausgegangen . . . Aber Sie wird nicht lange wegbleiben . . . Lassen Sie sich einmal ansehn. Gott, sehen Sie Ihrer armen Mutter ähnlich! . . . Laura hat Fortschritte gemacht seit der Zeit! . . . Zweitausend Frank per Monat in Brüssel! Jetzt möchte man sie in Bordeaux oder in Lille haben; aber sie will dreitausend oder nichts . . . Ich bin schmutzig wie ein Dienstmädchen, entschuldigen Sie; ich bin grade erst aufgestanden . . . Gigi! Gigi! komm' doch! Es ist Henri!"

Sie verbesserte sich:

„Entschuldigen Sie . . . Unter uns nennen wir Sie immer noch Henri."

„Sprechen Sie denn manchmal von mir?" fragte Henri, über diese Aufnahme lächelnd.

„Ob wir von Ihnen reden! Wahrhaftig! Wir schimpfen auf Sie! Glauben Sie, daß es liebenswürdig von Ihnen war, daß Sie sich drei Jahre nicht um uns gekümmert haben? . . . Nun, ich weiß ja . . . Sie hatten Ihre Studien, Ihr Examen. Und dann Ihre arme Mama . . . Das hat uns

ſehr leid gethan. Eine ſo gute Frau. Es war im vorigen Jahr, nicht?“

„Nein, es ſind ſchon zwei Jahre her.“

„Sie haben Recht . . . Ich weiß nicht mehr, wie ich lebe . . . Zwei Jahre! . . . Wie die Zeit vergeht! Ah, da iſt Mamſell Gigi!“

Henri drehte ſich um, plötzlich berührt von einem Duft von weißem Heliotrop. Gigi trat ein mit halb ernſter Miene.

„Guten Tag, lieber Couſin.“

„Guten Tag, Couſine.“

Sie zögerten einen Augenblick, dann umarmten ſie einander.

„Sie haben ſich kaum verändert, Gigi,“ ſagte Henri.

„Nicht wahr?“ betonte Frau Caſtelan. „Höchſtens ein bischen gewachſen!“

„Und ein wenig . . . frauenhafter, allerdings,“ ſagte der junge Ingenieur, indem er mit einer Handbewegung vor ſeiner Bruſt ſkizzierte, was er meinte.

„Oh! shocking, Vetter,“ verſetzte Gigi. Und dann fügte ſie mit einfachem Ton hinzu:

Nicht mehr als vor vier Jahren, gehen Sie!“

„Wie alt ſind Sie denn, Gigi?“ fragte Henri.

Es war Frau Caſtelan, die dieſe Frage beantwortete:

„Sie geht ins fünfzehnte," ſagte ſie.

„Sie ſind wahrhaftig hübſch, das kann ich Ihnen ſagen," meinte Nodier wieder. „Den Teufel auch, wenn ich weiß, warum Sie noch kurze Kleider und einen Zopf tragen."

„Nicht wahr?" pflichtete die Mutter bei. „Das ſage ich ihr auch immer. Aber ſie hat ſich das einmal in'n Kopf geſetzt."

„Ja," ſagte das Mädchen, indem ſie Henri mit ein paar Augen anſah, die einen Feuerſchwamm hätten entzünden können. „Mir gefällt dieſer Typus eines wilden Gaſſenmädels. Thu' nur nicht ſo Mama. So biſt du ja doch ruhiger. Nur die alten Kerle mit weißen Haaren ſagen mir Narrheiten . . . , und das iſt nicht gefährlich."

Die Mutter nickte bewundernd mit dem Kopf.

„Gelt? Was für ein Mädel, Henri?"

Dann, ihre Gedanken ändernd, brach ſie plötzlich in Lachen aus.

„Wenn ich denke . . . Pfff! . . . Nein, wie ſich Laura wälzen wird, wenn ich ihr das erzähle. Stell' dir vor, Gigi, daß, wie Henri eintrat, ich ihn für den Baron gehalten habe. Ich habe ihm zugerufen: „Sind Sie es, Baron?"

Gigi erwiderte:

„Weiter hätte nichts gefehlt. Danke. Es ist genug, daß wir ihn sechs Monate lang auf dem Hals gehabt haben, den Baron. Mein Cousin ist mir lieber.“

Henri verneigte sich.

„Sie sind reizend, Gigi.“

Er dachte:

„Also, also, der Baron. Cousine Laura in der französischen Aristokratie.“

„Das ist wohl . . . einer Ihrer Freunde, jener Herr?“ fragte er.

Die beiden Frauen sahen einander an, ein wenig bösen Spott in den Blicken.

„Einer unsrer Freunde . . . , ohne es zu sein,“ sagte Gigi. „Mehr ein Freund von Laura.“

Frau Castelan nahm eine strenge Miene an:

„Sehen Sie, Henri, im Leben geht nicht alles, wie man möchte. Laura hat reüssiert, nicht wahr? Sie wird eine Marie Sasse, eine Rose Caron werden; sie verdient viel Geld — aber die Kostüme kosten auch viel, das ganze erste Jahr ist darauf gegangen; nun, das ist eine einmalige Ausgabe. Bloß, je mehr ihre Erfolge wuchsen, je mehr sie für den Haushalt sorgen konnte, um so größer wurden Mademoiselles An-

sprüche. „Wer ist es, der hier Geld verdient?“ Ich meinerseits habe diese Phrase oft genug mit angehört ... Schließlich war ihre Mutter ihr nichts mehr, höchstens eine Begleitung für's Theater und zu Haus eine Art Dienstbote. Nicht wahr, Gigi?“

„Und ob,“ sagte die Kleine. „Ich an deiner Stelle hätte sie längst sitzen gelassen.“

„Nein, ich kann sie nicht verlassen. Erstens ist sie meine Tochter, nicht? Und dann hat mich die Ausbildung von euch beiden viel Geld gekostet; meine ganze kleine Rente ist darauf gegangen. Hab' ich da nicht recht, wenn ich jetzt ein bischen ernten will, wo ich zehn Jahre lang gesäet habe? Wer hat Lauras Stimme entdeckt, als sie noch ein ganz kleines Mädel war? Wer hat aus ihr die beste Solfeggien-Sängerin des Konservatoriums gemacht? Wer ist es, der sie alle Gesangs- und Theaterkniffe gelehrt hat, in einem Alter, wo ihre Kameradinnen noch nicht mal wußten, wie sie auf der Bühne gehen und stehen sollten? Wollen Sie, daß ich meine Tage im Armenhaus ende, sagen Sie, Henri?

Henri, jetzt direkt befragt, protestierte mit einer Handbewegung.

„Aber,“ sagte er schüchtern ..., der Baron? Ich sehe nicht recht ein? ...“

„Ah, der Baron, mein Freund, das war der Gipfel . . . Stellen Sie sich vor, — bis voriges Jahr war Laura ganz vernünftig; sie wohnte bei uns im Hause, verließ uns nicht, empfing keinen Menschen außer Journalisten, was ja keine Folgen hat und mit denen man immer auf gutem Fuß sein muß. Übrigens ist sie kalt wie ein Eiszapfen, dieses Mädchen . . ."

„Hm," unterbrach Gigi. „Das kommt darauf an. Wenn Sie Champagner getrunken hat, wird sie gemütvoll. Nicht wahr, Herr Henri?"

„Ja," erwiderte die Mutter, „aber sie will niemals welchen trinken. Nun — im letzten Jahr in Brüssel fängt eine Persönlichkeit vom Hofe, ein gewisser Herr van Heyst, eine Art Sekretär beim König, an, um sie herumzuschwänzeln . . . Merken Sie sich, er war weder jung noch schön, und ich bekümmerte mich um ihn ganz einfach nicht. Da, eines Tages, als sie vom Theater nach Haus kommt, meldet uns Laura, daß van Heyst am nächsten Tag zu uns zum Diner kommen wird . . . Und von dem Tag an wurde es schlimmer und schlimmer. Sechs Monate lang kam van Heyst, morgens und abends. Ein Mensch, der nicht einmal anständig französisch spricht, der

nach jedem Satze „Saf'-vous?“ frägt und uns mit seinem „Sa Mach'sté, et l'étiq't de l'cour“ zur Verzweiflung bringt.

„Ach, ja“ machte Gigi, ein langweiliger Kerl, weiß' Gott! Wenn das ganze Königshaus so ist, amüsiert man sich bei Leopold nicht.

Henri hatte Frau Castelan mit einer Angst zugehört, über die er sich selbst Vorwürfe machte.

„Sie hat einen Liebhaber,“ sagte er sich. „Mein Gott! Zweifelte ich denn noch daran?“

Dennoch zitterte seine Stimme ein wenig, als er fragte:

„Also ist Laura die Geliebte dieses Herrn?“

Frau Castelan sprang auf, und ein Schrei entquoll ihrem Herzen:

„Seine Geliebte? Guter Gott, wenn es nur so wäre! Es ist noch viel schlimmer, mein Freund. Laura ist so keusch wie die Jungfrau oder der Montblanc; und ihr van Heyst . . ., sie will das Theater verlassen, um ihn zu heiraten!“

Henri hatte einige Mühe, seinen Ernst zu bewahren.

„Du mußt meinen Cousin nicht skandalisieren, M'ma,“ sagte Gigi mit ihrer ruhigen Stimme.

„Bah,“ versetzte Frau Castelan . . . „Henri ist

ein Mann; er verſteht gewiß die Anforderungen des Lebens. Wenn eine Frau, wie Ihre arme Mutter eine Tochter gehabt hätte, nicht wahr, ſo hätte ſie ihr eine Mitgift geben können; ſie hatte Verbindungen, ſie hätte ſie alſo für die Ehe erzogen, grade ſo, wie ſie Sie zum Ingenieur erzogen hat. Nun, hätte ich das vielleicht ebenſo thun können?"

„Aber," ſagte Henri, der ohne zu wiſſen warum, ſein Herz erleichtert fühlte; „aber da dieſer Herr van Heyſt reich und vornehm iſt, wäre er doch gar keine ſchlechte Partie für Laura. Warum misfällt Ihnen dieſe Heirat dann eigentlich ſo ſehr?"

„Wie!" rief die Mutter lebhafter werdend, „wollen Sie, daß Laura in dem Augenblick, wo ſie den Erfolg in Händen hat, das Theater verläßt, ihre Zukunft aufgiebt und . . . uns dazu? Denn Sie wiſſen doch ganz gut, mein armer Henri, daß, wenn meine Tochter erſt einmal Frau van Heyſt vom Hofſtaat Leopolds II. ſein wird, l'étiq't de l'cour ſie definitiv von uns trennt . . . Und ihre arme Mutter und Schweſter können dann ſehn, wie ſie ohne ſie fertig werden!"

„Rege dich doch nicht auf, M'ma," ſagte Gigi; „ich bin ja noch da."

Frau Caſtelan zog Gigi in ihre Arme.

„Ja, meine Tochter!“ rief sie dramatisch. Ja, du bist mein gutes Kind. Du wirst deine Mutter für alles entschädigen. Du, du hast Herz . . . Ach! Wenn ich dir den Sopran deiner Schwester hätte einimpfen können!“

Diese Szene, die einen Augenblick lang komisch war, begann Henri endlich peinlich zu finden. Glücklicherweise öffnete sich grade, als Frau Castelan sich die Augen abtrocknete, die Thür; eine etwas starke, elegant gekleidete junge Frau erschien: es war Laura.

Als sie einen Fremden erblickte, blieb sie stehn. Nodier war aufgestanden und betrachtete sie, bleich vor Aufregung. Ein Schimmer, der alsbald erlosch, erhellte die Ambraaugen der Sängerin; sie streckte ihm die Hand entgegen und fragte einfach:

„Herr Nodier, nicht wahr?“

„Mademoiselle,“ entgegnete Henri und trotz seiner Vorsätze, ruhig zu sein, begann er zu stottern „ich bin . . . ich bin glücklich, Sie zu sehn.“

Sie blieben stehen, einander gegenüber, ohne Worte zu finden, und es verfloß eine jener Minuten, wo die Flut von Erinnerungen die Seele überschwemmt und mit sich reißt, — wo die Gegenwart in die Macht der Vergangenheit versinkt. Kein

Herz, wie ruhig es auch sei, vermag bei dieser Auferstehung des Gewesenen ungerührt zu bleiben.

Lauras Mutter und Schwester sahen dieser Szene ohne Worte zu, wie man sich den dritten Akt einer Komödie ansieht. Endlich rief Frau Castelan aus:

„Aber so taut doch endlich auf, ihr beiden. Monsieur!! Mademoiselle!! Seid ihr aber steif, Herrje!"

„Ihre Mutter hat recht, Cousine," sagte Henri, der langsam wieder die Herrschaft über sich gewann. „Ich habe auch Gigi, die eine große junge Dame geworden ist, einen Kuß gegeben. Wollen Sie mir nicht erlauben, Sie gleichfalls zu umarmen?"

„Wenn Sie es wünschen," erwiderte Laura.

Und, durch ihren Schleier hindurch, ließ sie sich auf beide Wangen küssen.

„Entschuldigen Sie mich," sagte sie dann. „Ich lege nur meinen Hut und Mantel ab und komme dann wieder."

„Ich möchte lieber gehn," sagte Henri, als er sich mit Gigi und ihrer Mutter allein befand. „Laura scheint über das Wiedersehn verstimmt zu sein.

Frau Castelan protestierte.

„Weggehn? O, nein doch! Das erlaub' ich nicht. Kennen Sie denn Laura nicht? Sie braucht min-

bestens eine Viertelstunde, um sich in Gang zu bringen. Beim Theater ist es ebenso. Wenn sie die Bühne betritt, sieht sie aus, als ob sie dem Publikum sagen wolle: „Wissen Sie, es schert mich viel, daß ich vor Ihnen singen soll; ich wünschte, Sie wären alle beim Teufel!“ Dann wird sie allmählich lebendig, sie gerät in Bewegung und giebt sich endlich ganz hin. Ist es nicht so, Gigi? Erinnerst du dich noch, wie sie die „Anges purs“ sang? . . .“

Die Kleine erwiderte:

„Ja, Laura ist wie die Streichhölzer vom Staatsmonopol; man muß lange reiben, bis so eins Feuer fängt, aber dann geht's wie eine Rakete los und verbrennt einem die Finger.“

Laura kehrte in der Taille, ohne Hut und Handschuhe zurück. Henri fand sie so der Laura von früher ähnlicher. Er dachte: „Sie ist jungfräulich wie damals . . .“ Und er empfand eine Fülle von Dankbarkeit ihr gegenüber, als ob sie sich für ihn so unberührt erhalten hätte.

Sie setzte sich zu ihrem Vetter und sagte mit ihrer ruhigen Stimme, nachdem sie ihn von oben bis unten betrachtet hatte:

„Sie haben sich stark verändert seit Paris. Wenn

ich Ihnen auf der Straße begegnet wäre, hätte ich Sie nicht wiedererkannt. Aber hier, aus der Nähe, habe ich Sie in Ihren Augen wiedergefunden. Und ich, bin ich noch dieselbe?"

„Sie, Cousine Laura," erwiderte Henri, „Sie sind aufgeblüht, ganz einfach. Wenn Sie mir erlauben wollten, poetisch zu reden, würde ich sagen, daß ich jetzt die Blume erblicke, deren Knospe ich ehedem bewundert habe."

Ein ganz kurzes Stillschweigen trat ein; dann brach Gigi plötzlich in ein leises Kichern aus, das ansteckend wirkte und bald auch Frau Castelan und selbst Laura mit sich riß.

Frau Castelan rief endlich, sich über die Augen fahrend:

„Ach, dieser Henri! Er ist noch ganz derselbe Schelm von früher. Mag der Streiche gemacht haben, seit er die Schule verlassen hat! Mit solchen Augen übrigens . . . Ich sage das nicht, um ein Kompliment zu machen, Henri: aber Sie sind ein sehr schöner Bursche geworden. Nicht wahr, Laura?"

Laura sah Henri scharf ins Gesicht und sagte:

„Ja; aber er war schon damals nicht übel."

„Mir ist mein Cousin lieber wie er jetzt ist,"

betonte Gigi. „Er sieht viel männlicher aus und viel weniger, . . . weniger . . .“

Sie suchte nach einem Worte, das ihr nicht einfiel, oder, wenn es ihr eingefallen war, sie nicht aussprach. Henri lächelte:

„Ich bitte Sie, meine Cousinen, schonen Sie meiner!“

„Bah!“ machte Laura lächelnd. „Man wird es Ihnen wohl mehr als einmal gesagt haben, was wir Ihnen da sagen. Aber, um darauf zurückzukommen, was haben Sie denn eigentlich nach Ihrem Abgang vom Polytechnikum getrieben?“

Henri erzählte kurz von seinen drei Pariser Jahren, seinen Ferienreisen und hauptsächlich von der, auf der er sich soeben befand.

Laura fragte:

„Und jetzt, wohin gehn Sie jetzt?“

„Zuerst gehe ich nach Paris, dann auf den Posten, für den man mich ernennen wird. Ich glaube, er wird in Arras sein, da dort grade einer vakant ist.“

„Arras? . . . Das liegt im Norden, nicht wahr?“

„Es liegt im Departement Pois de Calais, Cousine.“

„Ist das nahe von Lille?“

„Ganz nahe. Eine Stunde mit der Eisenbahn. Warum fragen Sie?“

„Nun: Ich soll ein Engagement nach Lille abschließen. Ich bin noch nicht entschieden. Man möchte mich auch in Bordeaux haben . . . Mir wäre Lille ebenso lieb.“

„Ja,“ unterbrach Frau Castelan, „weil man da an der belgischen Grenze ist.“

Laura versetzte lebhaft:

„Natürlich, weil man da an der belgischen Grenze ist. Ich habe doch hoffentlich das Recht, in der Nähe meiner Freunde sein zu wollen? Wenn das euch übrigens nicht recht ist, braucht ihr mich einfach nicht zu begleiten. Ich verdiene Geld genug, daß ich mir selber helfen kann.“

Frau Castelan sah Henri mit einem Augenzwinkern an, das besagen sollte: „Das große Wort ist wieder einmal gefallen.“ Laura bemerkte nichts davon und fuhr, zu ihrem Cousin gewendet, fort:

„Ich habe viel Verbindungen in Brüssel, in der Aristokratie. In der ‚Monnaie‘ war das alle Abend ein Triumph, Bouquets, Blumenkörbe — daß man beinahe ein Zimmer allein gebraucht hätte, um sie unterzubringen. Wenn ich nicht spielte, sang ich

auf Soireen. Ich weiß mich zu benehmen, man wußte, daß ich anständig sei; alle Damen plauderten mit mir; alle Herren machten mir Complimente: Leute vom Hofe, denken Sie! Ich bin dem König und der Gräfin von Flandern vorgestellt worden. Es ist ganz natürlich, daß ich den Personen, die gut gegen mich waren, nahe zu sein wünsche."

Henri sagte: „Ohne Zweifel."

Frau Castelan tippte mit ihrer Fingerspitze auf dem Arm des Lehnstuhls herum, Gigi betrachtete hartnäckig den Fußboden.

„Übrigens wissen Sie doch, daß ich mich da unten verheiraten soll?" fügte Laura hinzu. „Mama hat nicht versäumt, es Ihnen zu sagen; dessen bin ich sicher."

„Ich habe gar nichts gesagt," warf Frau Castelan dazwischen. „Ich mische mich nicht in deine Angelegenheiten."

Laura erwiderte:

„Ich bin sicher, daß du Henri davon erzählt hast. Schließlich ist mir das ja egal, da es wahr ist. Ja, ich habe einen Heiratsantrag erhalten, von einem Sekretär beim königlichen Hofe, einem Adligen."

„Er hat Geschmack, dieser Herr," sagte Henri. „Und . . . werden Sie ihn heiraten?"

„Das wäre schon geschehn, wenn er nur frei wäre. Er möchte nichts lieber, als ernst machen, aber er hat eine Tante, die sich der Heirat widersetzt. Sie ist reich und alt . . . Wir werden warten müssen, bis sie entweder zusagt oder stirbt. Übrigens mir eilt es nicht."

„Das begreif' ich," riskierte Gigi einzuwerfen . . . Aber dem Baron eilt es. Vielleicht weil er Furcht hat, nicht mehr auf der Höhe zu sein, wenn man ihn zu lange warten läßt . . . Die letzten Patronen! . . ."

Henri fragte:

„Und Sie wollen das Theater, den Erfolg, vielleicht sogar den Ruhm aufgeben, um zu heiraten? . . . Sie wollen das alles ohne Zögern aufgeben?"

Laura machte ihr Mäulchen von früher:

„Oh, das Theater hat mich, wie Sie wissen, niemals angezogen . . . Ich bin wohl froh, reüssiert zu haben, hauptsächlich wegen der Kolleginnen vom Konservatorium, die darüber geplatzt sind . . . Heute bin ich eine bekannte Persönlichkeit. Wenn ich zur Großen Oper gehen möchte, könnte ich morgen dort eintreten. Ich habe so viel Erfolg gehabt, als eine Künstlerin in meinem Alter nur

immer haben kann. Was aber wäre dabei zu gewinnen, wenn ich Sängerin bliebe? Man würde mir noch mehr Blumenkörbe geben. Die Abonnenten würden mir noch mehr Brillanten zusenden, ich würde noch hundertmal die Stücke des Repertoirs spielen und fünf oder sechs Rollen kreieren. Und nachher? Nachher werde ich weniger hübsch werden; ich werde meine hohen Töne verlieren; ich werde zur zweiten Altstimme übergehn. Die Acuzena nach der Leonore singen! Danke! . . . Da mache ich es doch lieber wie die Crüvelli und ziehe mich mitten im Erfolg zurück."

„Das ist philosophisch," sagte Henri.

Frau Castelan sprang mit einer melodramatischen Bewegung auf.

„Das ist verrückt," schrie sie. „Man hat nicht das Recht, das Theater zu verlassen mit deinem Talent. Du mußt hier gar nichts haben, (sie schlug mit der Faust auf ihr Korsett) wenn dich der Erfolg nicht zurückhält. Du bist ein Trottel und ein undankbares Geschöpf! Ich werde diese Heirat nie erlauben, weil sie lächerlich und sinnlos ist . . . Oder willst du mich vor Kummer ins Grab bringen, unglückseliges Mädchen? Ich habe dir zehn Jahre meines Lebens geopfert, damit du bis hierher kommen

konntest und nun willst du alles aufstecken! Was würde dann aus mir werden, aus mir? Ich könnte wohl betteln gehn, während du bei Hof die große Dame spielst? . . .“

Laura unterbrach sie.

„Schrei doch nicht so, Mama. Du weißt ganz gut, daß ich es dir an nichts werde fehlen lassen.“

„Schweig,“ erwiderte die Mutter. „Ob ich vielleicht nicht weiß, was ein ‚Gatte‘ ist! Im ersten Jahr wirst du mir ein paar Sous schicken, gewiß; im zweiten hält dies schon schwerer; dann eines schönen Tags wird der Baron Wege finden, mit uns zu brechen. Und ich dürfte auf dem Stroh sterben, ohne daß du mir auch nur den Finger reichst. Na! du hast eben keine Seele, du brichst deiner Mutter das Herz, — du bist ein schlechtes Mädchen!“

Und majestätisch ging sie, sich an der Thüre umwendend und einen flammenden Blick ins Zimmer schleudernd, hinaus, wie einstmals bei offener Szene.

Laura sagte zu Henri:

„Was? macht sie einen Lärm um nichts!“

„Was willst du, Cousine,“ sagte der junge Mann, „ich kann das verstehn. Sie sind das Meisterstück Ihrer Mutter. Ihr Erfolg war ihre beständige

Sorge. Sie hat das Glück gehabt, mit Ihnen zu reüssieren. Sie heute das Theater verlassen zu sehn, macht sie untröstlich; ist das nicht natürlich? „Und dann," fügte er nach einer kurzen Pause hinzu, „so lange Sie beim Theater sind, scheint es mir, daß Sie niemandem gehören. Sie können von mir nicht verlangen, daß ich zu der Partei derer gehöre, die Ihnen diesen Vorteil schmälern."

„Bah!" sagte Laura, ein wenig rot werdend. „Was kann das Ihnen ausmachen, Ihnen? . . . Damit Sie mich sehn! . . ."

„Wenn Sie nach Lille gehn, werde ich Sie sehn. Aber das ist Ihnen gleichgültig, Ihr Herz ist nicht mehr frei."

Gigi murmelte zwischen den Zähnen:

„Ach, ihr Herz!" . . .

„Ja, mein Herz," erwiderte Laura. „Du, sei nur ganz ruhig, Gassenmädel und rede nicht von Dingen, die du nicht verstehst."

Gigi lächelte stillschweigend. Henri fragte:

„Also lieben Sie ihn?"

„Gewiß."

„Ist er denn sehr schön?"

Die jüngere Schwester brach auf ihrem Stuhle in lautes Lachen aus.

„Ich glaub's, daß er schön ist!"

Laura selbst konnte sich nicht enthalten zu lächeln.

„Hören Sie nicht auf sie, Henri! Gewiß ist mein Zukünftiger nicht mehr in der ersten Jugend und man dreht sich auch auf der Straße nicht nach ihm um. Aber er ist groß gewachsen, distinguiert und kleidet sich gut. Außerdem ist er reich, vornehm und er liebt mich. Habe ich da unrecht, wenn ich seine Frau werden will?"

Fragen Sie mich nicht um Rat," bat Henri.

Und, sich erhebend, fügte er hinzu:

„Cousine, ich will nicht länger Ihre Zeit in Anspruch nehmen."

„Wie, Sie gehn?" sagte Laura, ohne ihre Enttäuschung zu verbergen.

„Ich gehe . . . Das heißt, ich verlasse Sie für jetzt. Aber da ich in diesem Hotel abgestiegen bin, hoffe ich, Sie noch wiederzusehn."

Gigi trat zu ihm heran und sich schmeichlerisch auf den Arm ihres Vetters stützend, sagte sie:

„Cousin, Sie dürfen nicht so weggehn. Sie haben eben gesagt, Sie hätten noch einige freie Tage. Verbringen Sie die in Annecy. Es giebt hier eine Menge Dinge zu sehn, — auch ohne Laura."

„Wie einfältig du bist," sagte die Sängerin.

„Laß doch zuerst mal Henris Arm los; das schickt sich nicht.“

Henri umschlang die schmale Taille des Mädchens und drückte ihr einen Kuß auf den Nacken, wobei sie so that, als ob sie ihm ausweichen wollte.

„Gigi, Sie sind wirklich lieb. Ich bleibe da und wenn es nur Ihretwegen wäre.“

„Ach, ihr werdet zärtlich,“ sagte Laura ein wenig trocken und mit erkünsteltem Lachen. „Ich bin wohl überflüssig. Da laß' ich euch lieber allein.“

Und ungestüm ging sie davon. Gigi machte sich los.

„Ach, die große Schwester!“ sagte sie. „Sehen Sie, wie ich die Mittel kenne, sie in Rage zu bringen. Sie hat mich gut als kleines Mädel behandeln, sie weiß genau, daß wenn ich wollte . . .“

Und sie schnippte mit den Fingern . . . Henri betrachtete sie mit verwirrten Gefühlen. Er sagte sich: „Die Kleine ist ein Dämon, ein ganz herausfordernder Dämon. Aber sollte sie recht haben: Sollte Laura in Bezug auf mich wirklich eifersüchtig sein?“

Frau Castelan rief aus dem Nebenraum:

„Sie gehn, Henri?“

„Jawohl, Madame.“

„Ich kann Ihnen nicht adieu ſagen; ich bin grade bei der Toilette und ganz ausgezogen; aber Sie wiſſen doch, daß Sie heut abend mit uns dinieren? Um ſieben Uhr. Man wird Ihnen das Zimmer bezeichnen. Wir haben einen kleinen Salon für uns. Adieu!“

„Adieu und ſchön' Dank,“ erwiderte Henri, „ich werde pünktlich ſein.“

Gigi begleitete ihren Couſin bis zur Thüre. Dort ſtreckte ſie ihm die Hand hin. Und als er, wie von einem böſen Verlangen gepeitſcht, ſie an ſich ziehen und ſie umarmen wollte, rieß ſie ſich los und rief ihm durch die halboffene Thür nach:

„Danke! Damit mir Laura die Augen auskratzt! . . .“

II.

Die unbewußte Ehrbahrkeit gewiſſer Frauen macht den Philoſophen nachſichtig gegenüber der unbewußten Unſittlichkeit ſo vieler anderen. Dieſe ehrbaren Frauen ſind wie Geſellſchaftsvögel, die einander nicht mehr verlaſſen, wenn ſie ſich einmal zuſammengefunden haben und die ſterben, wenn man ſie trennt. Sie haben in ihrem Herzen einen ſchmalen und verſchloſſenen Winkel, in dem eine zärtliche Neigung für einen einzigen Mann, einen Gatten oder Geliebten Platz hat und der ſich nur einmal öffnet. Sie ſind tugendhaft ohne Tugend, und die Treue koſtet ſie kein Opfer; die Untreue hingegen würde für ſie eine Anſtrengung bedeuten, die über ihre Kräfte ginge. Laura war eine dieſer unbewußt ehrbaren Frauen.

Seit der Zeit, wo Henri am Platz Clichy melancholiſchen Abſchied von ihr genommen hatte, war

sie vielen Versuchungen ausgesetzt gewesen, vor denen sie ihre Mutter keineswegs zu bewahren suchte. Dennoch log sie nicht, als sie zu Henri sagte: „Ich bin rein.“ Sie hatte die zahlreichen Galanterieen von französischer und belgischer Seite mit einem Überdruß über sich ergehen lassen, der kaum durch die Freude über Lob und Anerkennung gemildert war. Aber keiner hatte noch den Weg zu diesem stillen Herzen zu finden gewußt; keiner hatte sie noch die flüchtige Freude der ersten Liebesnacht empfinden gelehrt.

Wenn ihre Kolleginnen sie fragten:

„Und du, Laura, hast du niemals geliebt?“

„So antwortete sie: „Doch, einmal. Aber das hat sich nicht so gemacht . . .“

Und dabei dachte sie an Henri.

Fest davon überzeugt, daß er nie zurückkehren werde, daß jenes Jugendabenteuer begraben sei, war sie entschlossen, den ersten Heiratsantrag anzunehmen, der sich ihr ernstlich darbieten würde. Denn sie fühlte sich für die Ehe bestimmt, für ein regelmäßiges und ruhiges Leben, wo sie eine Frau, wie andere ehrbare Frauen sein würde, wo ihr ein festes Heim und Kinder beschert wären. Van Heyst hatte sich gerade zu günstiger Stunde eingestellt; er bot dem jungen Mädchen die Aussicht auf einen Adels-

titel, die Aussicht, bei Hofe zu verkehren und einen hohen Würdenträger als Gemahl. Alle diese Erwägungen hatten einen mächtigen Einfluß auf Laura ausgeübt, die sowohl hinsichtlich ihrer instinktiven Ehrbarkeit als ihrer kindlichen und beschränkten Eitelkeit ein echtes Pariser Bürgerkind geblieben war. Sie verzichtete auf das Theater ohne das geringste Bedauern. Ein Erfolg in einem Salon hatte ihr stets mehr Freude bereitet, als ein Erfolg auf der Bühne, und sie hörte lieber von sich sagen: „Sie ist eine distinguierte junge Dame“ als: „Sie ist eine große Künstlerin.“

Sie war also zur Heirat fest entschlossen, als Henri wieder auf dem Plan erschien. Zuerst sah sie ihn ohne große Erregung, wo nicht sogar ohne Freude wieder. Aber dann wuchs diese Freude in dem Maße, als sich die Freundschaft wieder zwischen ihnen erneuerte. Giebt es eine menschliche Seele, die sich so sehr von dem Bann der Träume losgemacht hätte, daß sie den Verlockungen der heraufbeschworenen Jugenderinnerungen widerstehen, daß sie dem geheimen Zauber entfliehen könnte, der in den Worten ruht: „Wissen Sie noch? . . . — Ja, ich weiß! . . .“ Zu indolent um sich über die Dinge aufzuklären, ließ sich Laura von diesen

zarten Eindrücken vielmehr überlisten und gefangen nehmen. Henri that alles, um diese Eindrücke auf geschickte Weise hervorzurufen, richtig zu mischen und ihr in kleinen Dosen einzugeben. Hätte er die Ereignisse überstürzt, so hätte sich das junge Mädchen ohne Zweifel zurückgestoßen gefühlt. Er benahm sich darum klüger und stellte sich nur die Aufgabe, die Gedanken seiner Cousine auf die Vergangenheit zurückzulenken, auf die Zeit, wo sie, wie er sagte, eine „Caprice" für ihn gehabt hatte. Dabei besaß er den Vorteil, daß er Laura an ein für sie schmeichelhaftes Abenteuer erinnern, daß er das Andenken eines Mannes in ihr wach rufen durfte, der um sie gelitten hatte und der sagen konnte: „Sehen Sie, so habe ich Sie geliebt." Er spielte Laura'n gegenüber die Rolle des jungen Polytechnikers von früher und hütete sich wohl, einzugestehen, daß vier Jahre Abwesenheit sein Herz stark verändert hatten. Eine klügere Frau als Laura würde die Wahrheit leicht erraten haben; sie aber zog diese auf der Hand liegenden Dinge gar nicht in Erwägung.

Schon am ersten Abend seiner Ankunft in Annecy eroberte Henri einige Positionen. Nicht einen Augenblick war er mit Laura allein; aber dennoch wußte er zwei- oder dreimal auf seine

frühere Leidenschaft, wie auf eine abgethane, aber ernste Sache anzuspielen, die wenigstens er nicht vergessen hatte. Bei diesen Anspielungen schwieg Gigi, die Mutter lächelte, Laura schlug die Augen nieder. Nach beendeter Mahlzeit ging man wieder in die Wohnung der Castelans hinauf. Laura willigte auf Henris Bitte etwas zu singen, ein; sie fragte ihn:

„Was wünschen Sie zu hören?“

Und er antwortete:

„Das Lied aus den ‚Jahreszeiten‘, wenn es Ihnen recht ist.“

Sie errötete. Sicherlich erinnerten sich Frau Castelan und Gigi nicht mehr der näheren Umstände, unter denen Henri zum erstenmal Laura dieses Lied hatte singen hören. Aber die beiden jungen Leute selbst erinnerten sich ihrer sehr wohl, und diese Erinnerung stellte zwischen ihnen die geheime, so süße Mitwisserschaft geheimer Zärtlichkeiten her. Als Laura das Klavier verließ, trat ihr Cousin zu ihr und drückte ihr wortlos die Hand; er brauchte gar keine Bewegung zu heucheln, er war wirklich bewegt, hauptsächlich von seinem eignen Ich von damals, von dem jungen Ich, das noch voller Illusionen war und das für einen Augenblick durch die

Vermittelung der Kunſt in ihm eine Auferſtehung feierte.

Gegen elf Uhr trennte man ſich mit einem: „Auf morgen!“ Jedes ging in ſein Zimmer; jeder dachte an die Begebenheiten des Tages.

Gigi betrachtete ſich mit Wohlgefallen im Spiegel und, indem ſie ſich die kurze Szene von der Thür ins Gedächtnis zurückrief, hatte ſie einen Gedanken, der ſie in helle Freude verſetzte: „Wenn ich wollte, könnte ich ihn dennoch haben.“

Frau Caſtelan, der gewiſſe Anzeichen nicht entgangen waren, ſchlief mit dem beruhigenden Gedanken ein, daß ihre liebſte Hoffnung ſich erfüllen würde, daß Laura beim Theater bliebe und der Baron auf Nimmerwiederſehn an den Hof König Leopolds zurückkehre. Henri verbrachte einige Stunden beglückter Schlafloſigkeit; er fühlte jenes leiſe Fieber in ſeinem Herzen emporſteigen, das alle Männer in der Nähe eines ſentimentalen Liebesabenteuers empfinden. Laura durchblätterte in ihrem Tagebuch die Seiten ihres einzigen Herzensromans. Der Endſchluß ihrer Betrachtungen war der folgende: „Henri iſt in jener Zeit wirklich ſehr gut gegen mich geweſen. Wenn er noch etwas mehr Beharrlichkeit gezeigt hätte! . . .“ Und ſie ſchlief ein und träumte,

daß der Polytechniker Geheimsekretär des Königs der Belgier wäre.

Für den nächsten Tag hatte man sich zum Frühstück Rendezvous gegeben. Aber um zehn Uhr morgens, als Henri sich grade noch seelenvergnügt im Bett herumwälzte, klopfte es an seine Zimmerthür.

Es war das Dienstmädchen von Castelans. Sie blieb in der Nähe der Thüre stehn und wagte nicht, näher zu treten. Sie war ganz rot und stotterte: Der Herr werden entschuldigen . . . Madame schickt mich her . . ."

„Nun! Was wünscht Madame?"

„Madame hat gesagt," fuhr das Mädchen fort, das wieder Mut faßte und seinen Auftrag wie eine Lektion herunterzuplappern begann, „Madame hat gesagt: Gehen Sie mal in das Zimmer von Herrn Henri. Wenn er aufgestanden ist, bitten Sie ihn, herunterzukommen."

„Gut," sagte Henri; „aber ich bin noch nicht aufgestanden."

„Dann, hat Madame gesagt, möchten der Herr sich etwas beeilen, weil es schönes Wetter sei und die Damen gern eine Tour auf dem See machen möchten. Das Frühstück soll auf dem Dampfschiff genommen werden, das um elf Uhr von hier abgeht."

„Danke, mein Kind. Ich komme," sagte der junge Mann.

Und er sprang aus seinem Bette, was die Wirkung hatte, daß das Dienstmädchen sogleich davonstürzte.

Eine Stunde darauf bestiegen die drei Damen in Begleitung Henris den „Allobrogeri", einen Schraubendampfer, der die Tour um den See macht und an allen Hauptstationen anlegt. Gigi und Laura waren in gleiche blaue Tuchkostüme, mit glattem Rock, Klappenjäckchen und Vorhemd gekleidet und trugen blaue Filzhütchen mit grauem Schleier. Henri, zwischen beiden an der Brüstung lehnend, konstatierte, daß das Kostüm den zarteren Formen der Jüngeren besser stehe. Aber Lauras derbere Üppigkeit war nicht ohne Reiz, und als der junge Mann das vielleicht etwas zu kräftige Mieder seiner Cousine betrachtete, dachte er, daß dies ein sehr angenehmes Ruhekissen nach den Ermattungen der Liebe sein müsse.

Frau Castelan kam oben auf der Treppe, die zum Zwischendeck führte, zum Vorschein.

„Nun, Henri, Sie langweilen sich wohl nicht, mein Freund. Wissen Sie auch, daß es viele giebt, die an Ihrer Stelle sein möchten?"

„Madame," erwiderte der junge Mann, „ich werde diese Stelle niemandem abtreten ... und wäre er auch der vornehmste Höfling des Königs der Belgier."

„Oh," sagte Gigi, „wenn Sie glauben, daß der sie Ihnen streitig machte ... Er hätte viel zu viel Angst, sich auf der Schiffsbrücke einen Schnupfen zu holen!"

Laura protestierte:

„Ja, wenn van Heyst nicht eifersüchtig wäre! Ich weiß gewiß, aber ganz gewiß, daß er sich doch lieber einen Schnupfen holen, als mich mit Henri allein lassen wollte."

„Und da hätte er ganz recht," schloß Frau Castelan, wieder ins Zwischendeck verschwindend.

„Hätte er wirklich recht, wenn er eifersüchtig wäre?" flüsterte Henri Laura ins Ohr.

Sie machte ihr hübsches Mäulchen, dann sah sie ihm mit einem lächelnden Blick in die Augen: „Doch wohl nicht. Er hätte unrecht, da wir ja ganz brav sind."

Und während sie diese nichts sagenden Worte miteinander austauschten, liebkosten sich ihre Blicke wie in früherer Zeit.

Das Schiff glitt dahin, eine leise Kurve längs des

Ufer beschreibend. Man erblickte jetzt das vollständige Panorama des Sees, die nahen Felsen, einer zusammengedrängten Säulenreihe ähnlich, die entfernteren Abhänge mit ihrem septemberlich rotgelben Laub, das von fern wie feines Moos aussah, und nach rechts die hohen Berggipfel der Tournette, im Hintergrund wild zerklüftet und von schneebleicher Farbe. Weiße Cirrhuswölkchen wie kleine Federbüchel glitten am Himmel dahin.

Gigi frug:

„Sagen Sie mal, Vetter, woher kommt es, daß das Wasser so blau ist?“

Henri schlang seinen Arm um die Taille des Mädchens, die es geschehen ließ.

„Sagen Sie mal, Cousine, woher kommt es, daß Ihre Augen so blau sind?“

„Das weiß ich nicht ... Es wird wohl Farbe drin sein, wahrscheinlich?“

„Nun, in diesem Wasser ist auch Farbe ... Es sind ganz, ganz kleine blaue Tierchen darin, aber ganz, ganz kleine ..., so kleine, daß Milliarden und aber Milliarden notwendig sind, damit das Wasser blau erscheint.“

„Ich glaube, Sie machen sich über mich lustig, Vetter.“

„Wenn Sie meinen Auseinanderſetzungen kein Vertrauen ſchenken, Couſine, ſo hätten Sie mich nicht fragen ſollen.“

„Und der Himmel?“ fragte Gigi, die Augen aufwärts richtend, „warum iſt denn der blau? Sind da oben auch ganz kleine Tierchen?“

„Nein, der Himmel iſt blau, weil die Luft bei ſtarker Dichtigkeit nur die blauen Strahlen hindurchläßt.“

Ohne einander los zu laſſen, betrachteten ſie beide das blaue Himmelsgewölbe und verſuchten das unendliche Blau, an dem weiße Kreppſtreifen dahinflogen, mit ihren Blicken zu durchdringen.

„Aber giebt es eine Höhe, wo keine Luft mehr iſt?“ fragte Gigi, indem ſie ſich noch mehr zurückbeugte und ſich feſter auf den Arm ihres Vetters ſtützte.

„Ganz gewiß.“

„Nun, welche Farbe iſt denn dort?“

„Niemand hat ſie noch geſehen, Gigi ... Aber da in dieſen außerirdiſchen Räumen kein Stoff exiſtiert, wird es auch keine Farbe geben ... In ihnen wird die Farbe des Lichts herrſchen, es wird da durchſichtig und hell ſein.“

„Danke ſchön, Vetter,“ ſagte Gigi, ihren Blick wieder auf Henri heftend.

„Stets zu Dienſten, Couſine . . . Was zahlen Sie für die Lektion?“

„Seien Sie ſtill, Vetter. Gleich werden Sie mich um einen Kuß bitten.“

„Nein, ich werde Sie küſſen, ohne erſt zu bitten.“

Und Gigi an ſich ziehend, küßte er ſie auf den Nacken hinter dem grauen Gazeſchleier.

Laura verließ die Schiffsbrüſtung und richtete ihre Schritte der Treppe zu. Henri ließ Gigi los.

„Sie gehn hinunter, Couſine Laura?“

„Ja,“ erwiderte Laura, ohne den Kopf zu wenden. „Ich will zu Mama. Es friert mich. Aber Sie brauchen nicht mitzukommen — Gigi bleibt ja!“

Und ſchon verſchwand ſie an der Wendeltreppe; Henri zögerte, ihr zu folgen; Gigi ſagte ſpöttiſch zu ihn:

„Laſſen Sie mich nur laufen und gehen Sie, Couſin. Ich bin nicht eiferſüchtig.“

Er fürchtete ſich, lächerlich zu erſcheinen und nahm wieder den Arm des jungen Mädchens.

„Warum ‚Sie laufen laſſen‘, wie Sie ſagen? Bin ich nicht gut zu Ihnen?“

Sie antwortete nicht. Er zog ſie bis zum Vorderteil des Schiffes.

„Gigi,“ ſagte er zu ihr, „wiſſen Sie auch, daß Sie furchtbar hübſch ſind?“

Gigi ſchüttelte den Kopf.

„Nein . . . noch nicht . . . In zwei oder drei Jahren, glaube ich, werde ich nicht übel ſein. Aber wenn Sie mich ausgezogen ſähen, würden Sie feſtſtellen, daß einige Partieen noch ein bischen mager ſind. Nur ſcheint mir, daß ich ſchon heute anfange, hübſcher als Laura zu werden, denn ſie iſt grauenhaft eiferſüchtig auf mich."

Henri bewunderte die Offenheit dieſer Antwort; zu gleicher Zeit dachte er: „Gigi hat recht, Laura iſt eiferſüchtig."

„Warum hat ſie uns ſo ſchroff verlaſſen?" fragte er.

„Weil Sie mit mir geplaudert und mich geküßt haben. Übrigens, Couſin Henri, wollen Sie einen Rat?"

„Jawohl."

„Nun dann thun Sie ſo, als ob Sie mir den Hof machten, das wird Laura aufbringen. Es iſt das alte Mittel in den Komödien. Aber Sie wiſſen, mit mir iſt nichts zu machen. Das ſage ich Ihnen rund heraus. Hingegen mit Laura . . . Na! Sie müßten ein gehöriger Tropf ſein, wenn Sie es da nicht zu etwas brächten."

Henri wurde bleich; mit einem Wort entlarvte

Gigi sein Herz. Eine Unterhaltung über derartige Dinge mit einem fünfzehnjährigen Mädchen, das beinahe noch Kind war, übte eine förmliche Suggestion auf ihn aus. Alle im Grunde seines Herzens angesammelten Begierden traten an die Oberfläche.

Als das Dampfschiff in Talloires anlegte, näherte sich der junge Mann Gigi wieder und sagte:

„Glauben Sie wirklich? Aber Laura liebt doch jemanden."

„Oh nein," sagte Gigi, und ihre Augen leuchteten. „Der Baron ist eine alte Vogelscheuche, und Laura kümmert sich im Grunde gar nicht um ihn. Sie hat eine einzige Neigung in ihrem Leben gehabt und diese Neigung waren Sie, Sie ganz allein ... Wenn Sie sich danach richten ..."

Sie sprach nicht aus. Eine Pause trat ein.

„Aber weshalb sagen Sie mir das, Gigi?" fragte Henri.

Das junge Mädchen fing an zu lachen:

„Entrüsten Sie sich darüber, Cousin? Erschrecken Sie nicht, gehn Sie, — ich handle als gute, kleine Schwester, ein bischen in unserm Interesse, ich geb's zu, aber gewiß auch im Interesse Lauras, die ja närrisch ist, wenn sie das Theater verlassen und van Heyst heiraten wollte. Wenn Sie mit Ihnen, oder mit einem

andern den großen Sprung wagen würde, gäbe es keinen van Heyst und keine Heirat mehr, und alles ginge zum Entzücken. Also ist es eher ein Dienst, den wir ihr leisten. Ich, ich kann Ihnen das ja sagen, weil ich ein kleines Mädel bin und weil das ohne Bedeutung ist. Auch Mama möchte es gern sagen; bloß darf sie es nicht, weil sich das nicht schickt . . . Aber halt, man sucht uns. Gehn wir frühstücken."

Geschwind eilte sie davon und verschwand im Eingang zum Zwischendeck. Henri folgte ihr mit langsamen Schritten nach.

Was für ein kleines Ungeheuer! . . . Aber wenn sie dennoch die Wahrheit spräche? Wenn Laura bereit wäre, mich zu lieben und wenn ihre Mutter geneigt wäre, dies zu gestatten?

Das Frühstück verlief melancholisch. Laura schmollte: Sie sprach wenig und trocken. Gigi nahm die Miene einer Pensionärin an, die ihrer Lehrerin einen Schabernack gespielt hat. Frau Castelan schien unruhig und unzufrieden. Henri, der sehr aufgeregt war, suchte nach heitern Worten und fand sie nicht.

Einige Minuten nach Beendigung der Mahlzeit landete man wieder in Annecy. Als sich die vier

Reisenden wieder auf dem Quai befanden, ergriff Frau Castelan Henris Arm. Laura und Gigi folgten in einiger Entfernung, ohne miteinander zu sprechen.

„Was haben Sie denn Laura gethan, daß sie so mit uns schmollt?“

„Ich weiß wahrhaftig nicht. Ich habe mit Gigi ein bischen geschäkert, ich habe sie vor ihrer Schwester geküßt. Dann ist Ihre ältere Tochter plötzlich weggegangen.“

„Warum unterhalten Sie sich damit, dem armen Kind Schmerz zu bereiten, das Sie doch lieb hat? Haben Sie denn kein Herz? Und Sie, der sie früher so lieb gegen sie waren!“

„Erstens will ich ihr ganz und gar keinen Schmerz bereiten . . . Und was das anbetrifft, daß ich so besonders lieb gegen sie war, so habe ich damit vor vier Jahren so viel Glück gehabt! . . .“

„Ach, Sie Dummerian“, erwiderte Frau Castelan, seinen Arm schüttelnd, „vor vier Jahren, das ist nicht heute. Ihr wart zwei kleine Krabben damals... Erstaunlich, wie naiv Sie noch für Ihr Alter sind!“

Henri blieb eine Zeitlang stumm. Er hatte eine ungleichartige Empfindung, er war zugleich beunruhigt und belustigt.

„Wenn dem so ist," dachte er endlich, „gehen wir gerade auf die Sache los."

Und er fragte:

„Glauben Sie wirklich, daß Laura ein wenig Neigung für mich hat?"

Frau Castelan zuckte die Achseln.

„Sie hat niemals einen anderen als Sie geliebt, liebes Kind. Sehen Sie, dieses Mädchen hat das Herz einer ehrbaren Frau. Sie will wohl diesen alten Dummkopf von van Heyst heiraten, gut. Aber was das anbetrifft, irgend einem andern als Ihnen etwas aus Liebe zu bewilligen, — keine Idee! Junge Leute, Millionäre und ebenso liebenswürdig als Sie, machten ihr in Bordeaux und Brüssel den Hof . . . Ich ließ ihr vollkommen freie Hand. Aber niemals war etwas los . . . Deshalb muß man auch gut gegen sie sein und ihr keinen Schmerz bereiten. Ach, da sind wir schon zu Hause. Ich gehe mit Gigi voran; versuchen Sie Laura in den Salon des Hotels zu bugsieren und setzen Sie sich ein bischen mit ihr auseinander.

Sie ließ Henris Arm los und rief:

„Gigi! Eil' dich, Kleine . . . Wir haben droben unsere Wäscherechnungen vorzunehmen."

Gigi beschleunigte ihren Schritt. Unter der

Hotelthür befand sich Henri an Lauras Seite. Mit einem leichten Druck auf den Arm brachte er sie zum Stehen.

„Cousine Laura," flüsterte er ihr ins Ohr. „Was habe ich Ihnen gethan? Warum sind Sie mir böse?"

Sie wandte den Kopf zur Hälfte ab und antwortete:

„Lassen Sie mich, Henri. Ich will mit Mama hinaufgehn."

Aber Frau Castelan und Gigi waren schon oben auf der Treppe.

„Ich bitte Sie, Laurachen," beharrte Nobier, „schmollen Sie nicht mit mir. Wenn ich Ihnen unbeabsichtigterweise Schmerz verursacht habe, bitte ich Sie um Verzeihung; aber antworten Sie mir wenigstens."

Langsam gingen sie die Stufen hinauf. Henri ein wenig hinter Laura.

„Wenn Sie mir keine Antwort geben," versetzte der Ingenieur, „so nehme ich den ersten Zug und reise nach Paris zurück."

Laura drehte sich lebhaft um.

„Aber was wollen Sie, daß ich Ihnen sage? Ich habe Ihnen nichts vorzuwerfen. Wie seltsam Sie sind!"

Sie hatten den Treppenabſatz zum erſten Stock erreicht. Der große leere Salon des Hotels befand ſich rechts. Henri führte die widerſtrebende Laura dorthin. Sie ſtammelte:

„Weshalb hier hinein? ... Was wollen Sie?“

Dennoch ließ ſie es geſchehn. Als die Thür ſich hinter ihnen geſchloſſen und ſie ſich allein in dem weiten, abgeblaßten Raum befanden, fühlte Henri, wie ein Hauch von echter Liebe ihm das Herz durchwehte. Er zog Laura an ſeine Bruſt:

„Laura ... Geliebte ... verzeih' mir ... Du weißt ganz gut, daß ich dich liebe.“

Aus den Augen des jungen Mädchens brachen die Thränen hervor. Die Stirn gegen die Schulter ihres Vetters gelehnt, ſtotterte ſie unter Thränen ein paar abgeriſſne Worte:

„Ich habe Ihnen nichts gethan, ... Henri ... es iſt nicht recht von Ihnen ... daß Sie ſich über mich luſtig machen ... mit Gigi.“

Nichts in der Welt iſt ſo mächtig wie die Thränen einer jungen Frau, die man begehrt. In den ſalzigen Tropfen, die von zwei ſchönen jungen Augen vergoſſen werden, ſchmilzt und erliſcht die Energie der Männer, ihre Widerſtandskraft, ihr begründeter Skepticismus. In jenem Augenblick ver-

gaß der Don Juan Henri seine Eroberungspläne, er vergaß Frau Castelan, Gigi und ihre vertraulichen Mitteilungen, er sah in Laura nichts mehr als das kleine unbesonnene Bürgermädchen mit seiner kindischen Eitelkeit. Er liebte! Wenn Laura zu ihm gesagt hätte: „Heirate mich", würde er geantwortet haben: „Von Herzen gern!"

Mit seinen Lippen pflückte er die feuchten Perlen aus den kastanienbraunen Wimpern der Sängerin.

„Laurachen, ich bin trostlos, daß ich Ihnen Kummer bereitet habe, — aber Sie irren. Ich kümmere mich gar nicht um Gigi. Gigi ist ein Kind, das ich nicht ernst nehme."

„Oh," sagte Laura, ihre Thränen unterbrechend, „Gigi ist schlecht. Sie ist eifersüchtig, weil sie kein Talent hat und darum ist sie immer mit Mama gegen mich."

Henri benutzte diese Ablenkung, seine Cousine auf ein Sofa zu führen. Und dort, als sie ihr Taschentuch aus der Tasche zog, nahm er es ihr weg und trocknete ihr sanft die Augen, die er von Zeit zu Zeit küßte. Sie war in ihrer Traurigkeit zerstreut und ließ es geschehn. Bald hörten ihre Thränen auf; bloß Seufzer hoben ihre Brust. Henri nahm die beiden vollen und weißen Hände,

und indem er sie drückte, sprach er mit leiser Stimme, mit jener alltäglichen und doch fesselnden Beredsamkeit, die einige Jahre Liebesleben allen gescheiten Männern verleihn:

„Laura, Sie sind es, die mir Vorwürfe machen, und bin ich es nicht vielmehr, der von Ihnen verlassen, verraten wurde? Wie sehr liebte ich Sie! Sie konnten an meiner Aufrichtigkeit nicht zweifeln. Dennoch haben Sie es mir verboten, Sie zu lieben... Denken Sie noch an unsern ersten Abend?"

„Ja," sagte Laura ernst. „Ich denke daran."

„Und an unsere Begegnung beim Square Vintimille — wo Sie ein malvefarbenes Kleid mit einem Schirm von der gleichen Farbe trugen?"

„Ja."

„Und an das Diner bei meiner armen Mutter ..., und an unsren letzten Spaziergang auf dem Boulevard Rochechouart, wo Sie mir den Arm gaben?"

„Ja," sagte Laura wieder, „ich weiß es noch."

Ein schmerzbeladener Seufzer entrang sich ihr.

Sie sah jenen blauen und goldenen Mainachmittag wieder mit den bestäubten Bäumen des Boulevards, den Tramwaywägen, die ihre Signale ertönen ließen, und dem jungen Polytechniker, der, auf ihren Arm gestützt, ihr Liebesworte sagte.

„Seitdem", fuhr Henri fort, „habe ich nicht aufgehört, an Sie zu denken. „O, ich verstehe Sie," erwiderte er, als er Laura leichthin lächeln sah, „Sie wollen sagen, daß ich diese ganze Zeit da nicht wie ein Mönch gelebt habe?... Gewiß... Ich suchte Sie zu vergessen, — in der Liebe anderer Frauen.. Aber ich habe keine geliebt und allen, die mir sagten, daß sie mir gut seien, war ich in Gedanken beständig untreu, untreu, weil ich an Sie dachte."

Alle die Phrasen waren abgedroschen und farblos, wie die Tapetengarnitur des Hotelsalons, in dem der junge Mann sie vortrug. Man hätte glauben können, sie seien einem historischen Museum menschlicher Zärtlichkeiten entnommen ... Dennoch fanden sie ganz natürlicherweise den Weg zu Lauras Herzen, und Henri selbst war durch eine seltsame Reflexwirkung von seinem eigenen Komödienspiel allmählich so ergriffen, daß er nicht mehr genau wußte, ob er, was er sagte, auch dachte, oder nicht.

Laura flüsterte:

„Es ließ sich nicht machen, wie Sie wohl wissen. Man thut nicht alles, was man möchte, im Leben."

„Jawohl," versetzte Henri. „Aber ich, ich liebe Sie immer noch, während Sie nach Ihrer Absage von damals heute einen andern lieben."

Laura schüttelte den Kopf.

„Was wollen Sie. Ich möchte das Theater verlassen, das mir immer lästiger wird. Ich finde eine ausnahmsweise günstige Gelegenheit: einen Mann, der eine gute Stellung hat und mich liebt; es wäre ein Wahnsinn, das auszuschlagen."

„Und wenn Sie verheiratet sein werden, was wird dann aus mir?"

„Sie, nun Sie werden sich auch verheiraten mit einem schönen jungen Mädchen aus der Gesellschaft, und dann werden Sie nicht mehr an die Cousine Laura denken."

„Also, wenn Sie verheiratet sein werden, muß man Sie vergessen?"

Laura sah ihrem Vetter in die Augen.

„Ganz gewiß, Henri," sagte sie fest; „ich werde meinen Gatten nie betrügen."

Henri sah, daß er eine Ungeschicklichkeit begangen.

„Ich bin sicher," sagte er, „daß Sie die ehrbarste aller Frauen sein werden. Glauben Sie mir, mein Opfer ist gebracht; ich habe ihr Herz nicht gewonnen. Aber heute sind Sie noch frei; ich bitte Sie nur um eins: Gestatten Sie mir, Sie die paar Stunden, die ich noch hier mit Ihnen verbringen kann, frei lieben zu dürfen. Denken Sie daran,

daß ich morgen abreise und daß Sie mich vielleicht niemals wiedersehn werden."

Nodier hatte diese letzte Phrase aus Heinrich Heines „Reisebilder" aufgelesen, wo sie als unfehlbar empfohlen wird; er hatte oft davon Gebrauch gemacht und sie hatte stets ihre Wirkung geübt. Auch dieses Mal führte sie zum Ziel. Nach einem Augenblick des Zögerns erhob sich Laura, verließ das Sofa und erwiderte:

„Suchen Sie doch, so spät als möglich abzureisen."

„Und erlauben Sie mir, sie so lange zu lieben, als wir zusammen sein werden?" beharrte Henri, dem jungen Mädchen folgend.

Sie öffnete die Thür, that, als ob sie ging, wie auf der Bühne, und mit einem Lächeln warf sie ihrem Vetter die Worte zu:

„Wir wollen sehn."

Henri vernahm einen Augenblick das Geräusch ihrer Schritte auf der Treppe. Als er nichts mehr hörte, machte er ein paar Luftsprünge, um seiner Genugthuung Luft zu machen. Dann, als die Reaktion eintrat, beruhigte er sich, näherte sich dem Fenster und, die Stirn an eine Glasscheibe gelehnt, mit dem Blick auf die Laubengänge der Straße, dachte er nach.

„Wohin wird mich all das führen?“ fragte er sich. „Wenn ich mich wegen Laura aufrege, ohne etwas zu erreichen, spiele ich die Rolle eines Gefoppten und eines Kindes . . . Und wenn ich etwas erreiche . . .“

Er dachte den Gedanken nicht aus. Aber im Innern sagte ihm sein Gewissen:

„Es ist sehr wenig nobel, diese Kleine vom richtigen Wege abzubringen, auf dem sie doch bleiben möchte.“

Und das teure Bild mit den grauen Locken erschien im Hintergrunde seiner Erinnerungen; er hörte die Stimme der Frau Nodier sagen: „Das ist nicht recht! . . . Das ist nicht recht! . . .“

„Bah,“ schloß er, um sich seiner eignen rechtschaffenen Gesinnung zu entschlagen. „Das Ganze ist eine Kinderei, die nichts auf sich hat. Ich reise morgen vielleicht ab . . . und Gott weiß, wann ich sie dann wieder sehe.“

Er war sich nicht klar darüber, daß er sich selber täuschte mit jener perfiden Phrase aus den „Reisebildern“.

III.

Weder am folgenden noch am nächſtfolgenden Tag dachte er ans Abreiſen. Am dritten Tag erhielt er einen Brief von einem ſeiner Freunde im Miniſterium, der ihm anzeigte: „Du biſt zum Ingenieur in Arras ernannt. Beeile dich, deinen Poſten anzutreten.“ Als dieſer Brief ankam, laſen ihn Henri und Laura zuſammen. Sie beobachteten redlich den vereinbarten Waffenſtillſtand, und ſeit jener Unterhaltung im Salonhotel, genoſſen ſie die Freuden ihres Zuſammenſeins ohne Hintergedanken. Laura ließ ſich zärtliche Worte ſagen; ſie ließ ſich die Hände drücken, auf die Wangen küſſen, — aber als Henri ein- oder zweimal leidenſchaftlicher wurde, ward ſie wiederum ernſt und drohte ihm, nichts mehr zu geſtatten. Indem ſie einander das gewährten, was unſre Vorfahren ſo artig mit „Vorſpeiſen der Liebe“ bezeichneten, plauderten die beiden

jungen Leute von ihren Projekten, von ihrer Zukunft. Als Henri seine Ernennung in Arras erfahren hatte, bewog er Laura, das Engagement für Lille zu unterzeichnen. Das alles trug sich unter den neugierigen und zugleich unverschämten und heuchlerisch diskreten Blicken Gigis und unter der wohlwollenden Beobachtung Frau Castelans zu. Diese, die bis dahin für Bordeaux gestimmt hatte, änderte sofort ihre Meinung und votierte für Lille. Für Laura konnte nichts erwünschter sein.

„Ich könnte von Zeit zu Zeit nach Brüssel fahren, und der Baron würde mich in Lille sehen."

Als sie diese Worte sprach, lag ihre Hand in der Hand Henris. Und sie sprach sie so naiv, daß der junge Mann und die ehemalige Komödiantin einen lächelnden Blick austauschten.

Die Tage vergingen mit Ausflügen, die man zusammen in die Umgegend unternahm. Abends speiste man gemeinschaftlich. Nach der Mahlzeit ward Laura gewöhnlich von einer Anwandlung bürgerlicher Poesie erfaßt; sie verlangte danach, auszugehn und ein wenig zu promenieren, besonders wenn der Mond schien. Frau Castelan liebte nichts weniger als diese romantische Phantasieen, die sie zwangen, ihr Korsett wieder anzuziehn und zu vor-

gerückter Stunde die einsamen Straßen von Annecy bis zum See zu durchwandern. Sie lud diese Pflicht auf Henri, der seine beiden Cousinen öfter begleitete. Gigi war nicht lästig. Zur rechten Zeit betrachtete sie die Sterne oder lehnte sich an die Balustrade des Quais. Henri benutzte dann die Gelegenheit, um Laura in ihrer poetischen Ergriffenheit einen Kuß zu stehlen. Dann schritt man Seite an Seite langsam dahin. Gigi schwieg. Laura sprach von Zeit zu Zeit einen Satz, und die Nähe des hübschen jungen Mädchens setzte Henri dermaßen in Verwirrung, daß er die Unbedeutendheit ihrer Worte gar nicht gewahr wurde.

Am letzten Abend, den der Ingenieur in Annecy verbrachte, war es Vollmond mit einem düstern Himmel, an dem schwere Wolken dahinflogen. Beim Diner hatte man eine Flasche Mumm knallen lassen. Laura hatte nachgegeben, einige Tropfen davon zu trinken. Nach beendigtem Mahl erklärte sie, sie wolle spazieren gehn.

Frau Castelan wechselte einen Blick mit Gigi.

„Nun Kind, Henri wird mich auch diesen Abend wieder vertreten. An seinem letzten Abend kann er das ganz gut thun. Gehst du mit, Gigi?“

„Nein,“ erwiderte das Mädchen mit leidender

Miene. „Wenn es euch nichts ausmacht, ginge ich lieber nicht. Ich habe Migräne.“

„Wenn Gigi nicht mitgeht, geh' ich auch nicht,“ erklärte Laura, indem sie ihre Lippen zum Schmollen verzog.

„Bist du einfältig,“ machte Frau Castelan. „Du hast wohl Furcht vor Henri?“

„Thun Sie mir wirklich diese Ehre an, Cousine Laura?“ fragte der junge Mann.

„Ich habe vor niemandem Furcht,“ erwiderte die Sängerin, ihrer Mutter voll ins Gesicht schauend.

„Warten Sie, Henri, ich nehme nur meinen Hut und Mantel.“

„Gelt, ich bin nett?“ flüsterte Frau Castelan in Nodier's Ohr.

„Und ich erst!“ sagte Gigi, die Blicke auf den Plafond heftend.

Henri hätte sie alle beide hauen mögen; er erwiderte nichts. Laura kam wieder und sie gingen zusammen weg.

Als sie auf der bereits einsamen Straße waren, hatte der junge Mann einen Anflug von Mitleid für das ehrbare und stille Mädchen. Es kam ihm vor, als sei sie ihm aus den Händen zweier Kupplerinnen ausgeliefert worden.

„Kleine Laura," sagte er, seinen Mund auf den Arm der Cousine senkend, „nur Sie liebe ich."

Aber Laura betrachtete den Himmel, — von der weißen Scheibe, die im vollen Azur schwebte, gleichsam hypnotisiert. Alle Frauen von trägem Geist haben eine starke Neigung für den Mond.

„Wie hübsch er ist," sagte sie, „dieser Vollmond! Meint man nicht, daß er am Himmel dahinschleicht . . . Sehen Sie mal . . ., jetzt ziehen Wolken darüber! . . ."

Henri antwortete nicht, er bemühte sich grade, einen Finger in die Handschuhöffnung seiner Cousine einzuschmuggeln.

„Ich," fuhr Laura fort, „ich habe dieses Licht lieber, als das Tageslicht. Es sieht aus wie Dekorationsmalerei, wie Berge mit Schnee, oder wie eine Dekoration bei elektrischer Beleuchtung. Schauen Sie das Gebirge da unten. Ist das nicht wie aus einem Akt von ‚Wilhelm Tell'?"

„Ja Cousinchen," erwiderte Henri lächelnd. „Abgesehen von dem Himmel, der schlecht gemalt ist und der Beleuchtung der zweiten Coulisse, die nicht natürlich ist, — wäre es eine ziemlich gute Dekoration."

Laura fuhr in ihrer poetischen Stimmung fort:

„Es giebt Abende, wo ich in den Mond fliegen,

wo ich dort oben am Himmel entlang spazieren möchte, wie auf einem Schiffe . . . Glauben Sie, daß man das eines Tages wird thun können?"

„Gewiß . . . Es wird eine Zeit kommen, wo man während der Ferien eine kleine Reise um den Mond machen wird. Es wird dort Hotels, Kasinos, Seebäder geben. Sie werden vielleicht dort singen, Laura!"

„Ach, Sie machen sich über mich lustig!" rief die Sängerin.

Und sie zog ihre Hände aus denen Henris.

Zu ihren Füßen plätscherte der See und sandte seine sterbenden Wellen ans Ufer. Die benachbarte Landschaft war wie mit Silber bedeckt; große, beschattete Flächen lagen dazwischen; die entferntere Landschaft, die Schneegipfel, waren von einem fahlen, künstlichen Blau, das das tiefe Blau des Himmels durchschnitt.

Henri umschlang die Taille seiner Cousine und, um seine Ironie von vorhin wieder gut zu machen, sagte er:

„Ich, Cousinchen, möchte auch im Blau dahin schwimmen, mich auf erloschne Vulkane setzen und den Himmel durchwandern, vorausgesetzt, daß Sie mit von der Partie wären. Aber, ach, Laura, wir haben keine Flügel. Und da Ihre niedlichen

Füßchen an dieſe vergängliche Erde feſtgenietet ſind, will auch ich hier bleiben."

„Das iſt hübſch, was Sie da ſagen," meinte die Sängerin.

„Es iſt nicht mein Verdienſt, daß ich Ihnen hübſche Dinge ſage," verſetzte Nodier, „denn ich liebe Sie ja ... Ich liebe Sie wahnſinnig und ich weiß nicht, was aus mir wird, wenn ich von Ihnen getrennt ſein werde."

Ihre Schritte wurden wieder langſamer, ſie entfernten ſich vom See und erreichten die benachbarte Promenade nahe der Präfektur.

„Aber," ſagte Laura, „wenn ich dieſen Winter in Lille ſinge, werden wir uns doch ſehen."

„Und der Baron?"

„Der wird nicht immer da ſein."

„Ja, aber welche Rolle werde ich bei alledem ſpielen? ... Sie ſind wirklich ſonderbar; Sie ſind verlobt, wollen ſich verheiraten, erklären mir, daß Sie Ihrem Gatten treu ſein werden und wollen doch, daß ich fortfahre, Sie zu lieben und beinahe jeden Tag zu ſehn. Das geht über meine Kraft."

Laura machte eine müde Bewegung des Widerſpruchs.

„Mein Gott! Wie anſpruchsvoll ſind doch die Männer! Ich kann Ihnen aber doch nicht mehr geben!"

Und wirklich hätte sie sich gern eine Existenz erträumt, wo sie die Frau van Heyfts gewesen wäre, und sich doch dabei von Henri hätte lieben lassen, fest entschlossen, ihm keinerlei Gunstbezeugungen von Bedeutung zu gewähren.

Sie schritten unter den großen Bäumen dahin, und ihre Füße zertraten die welken Blätter. Ein traumhaftes Licht, — das durch die Zweige gedämpfte Mondlicht — umfing sie.

„Sie sagen ja nichts, Henri," forschte Laura. „An was denken Sie?"

„Ich denke," entgegnete Henri aufrichtig, „daß es schrecklich ist, Sie morgen zu verlassen. Sehn Sie, da sind wir schon am Ende unsrer Promenade. Von hier aus erblicken wir die Straße, in der sich das Hotel d'Angleterre befindet. In zehn Minuten werden wir uns trennen, und morgen reise ich schon so früh weg, daß ich Sie nicht mehr sehen kann."

Sie sprachen nicht mehr, bis zu dem Augenblick, wo sich die Hotelthür hinter ihnen geschlossen hatte und sie miteinander die Treppe hinaufgingen.

„Um wieviel Uhr fahren Sie morgen?" fragte Laura.

„Mit dem Sieben-Uhr-Zug . . . Ich muß das Hotel um dreiviertel auf sieben verlassen."

Die Sängerin dachte einen Augenblick nach.

„Kommen Sie an meinem Zimmer vorbei, ehe Sie weggehn," sagte sie. „Mama und Gigi werden noch schlafen. Wenn ich auf bin, sagen Sie mir Lebewohl."

„O, ich danke Ihnen," rief Henri aus.

Er faßte Lauras Kopf und suchte ihre Lippen.

Sie entzog sich ihm, aber küßte nun ihrerseits ihren Vetter auf die Wange.

„Auf morgen!" sagte sie.

Henri schlief kaum in der Nacht. Er dachte:

„Ich bin wirklich ein großer Kindskopf, daß ich diese Sache so schlecht gedeichselt habe. Diese Kleine ist in mich verliebt, so sehr man bei ihrem Temperament nur immer verliebt sein kann, und wenn ich meinen Angriff etwas kühner gemacht hätte, wäre ich heute ihr Liebhaber. Die Mutter hätte nichts dagegen gehabt, die kleine Schwester ebensowenig.

Er beschloß, wenigstens am andern Morgen einen Versuch zu machen.

„Was riskiere ich bei alledem dabei?" sagte er sich. „Ich fahre so wie so weg."

Über diesem Entschluß schlief er ein. Um sechs Uhr wurde er geweckt. Als er sich in der Eile ankleidete, entdeckte er, daß seine Finger zitterten.

„Wie einen solche Abenteuer aufregen," dachte er. „Und doch wird wahrscheinlich gar nichts daraus werden. Wer weiß, ob sie sich überhaupt ihres Versprechens erinnert und ob sie schon aufgestanden ist."

Er übergab sein Gepäck dem Hoteldiener und ging hinunter in die Etage, wo die Castelans wohnten. Als er den Korridor betrat, sagte ihm ein dünner Lichtstreifen, daß Lauras Thür nur angelehnt sei.

Vorsichtig trat er näher. Als er vor der Schwelle stand, mußte er einen Augenblick Halt machen, so sehr klopfte sein Herz. Dann trat er, ohne anzupochen, ins Zimmer ... Laura saß in einem blauen Kaschmirmorgenrock vor einer geöffneten Partitur am Tische. Sie fuhr zusammen und erhob sich.

„O, Sie haben mir einen Schreck eingejagt."

„Ich mochte nicht anklopfen", erwiderte Henri mit leiser Stimme, „um niemanden zu wecken ... „Alles ist bereit, ich stehe im Begriffe, abzureisen. Es ist anbetungswürdig von Ihnen, daß Sie so früh aufgestanden sind, — meinetwegen."

Sie entgegnete mit traurigem Lächeln:

„Ich werde mich wieder legen, wenn Sie weggegangen sind."

Sie waren ganz nahe beieinander, Auge in

Auge. Das Zimmer um sie strömte jenen unbestimmbaren Duft aus, der die Begierde in das Hirn der Männer treibt; er atmete den Poudre de Riz, die Seife, die Haut und das Bett.

„Sie sind blaß," sagte Henri, vor dem jungen Mädchen aufrecht stehend. „Fehlt Ihnen etwas?"

„Ich habe nicht gut geschlafen," entgegnete sie.

Da zog er sie an sich, zuerst sanft, wie zu einem brüderlichen Lebewohl; dann durch die Berührung ihrer nackten Glieder, die er durch den Morgenrock hindurch fühlte, berauscht, drückte er sie lange und leidenschaftlich an sich. Er atmete ihre braunen, wirren Haare; er küßte ihre während der Nacht bleich gewordenen Lippen, die sie ihm, schlaff und gebrochen, wie sie war, nicht mehr entzog. Weder der eine noch der andre hatte Gedanken oder Wille in diesem Augenblick: Sie waren nichts mehr als ein Teil jener einzigen verhängisvollen Kraft, die Liebe heißt. Sie vergaßen sogar, daß man sie hören und überraschen könnte; ihre Tritte auf dem Fußboden verursachten Geräusch. Fast mit lauter Stimme sagte Henri:

„Ich liebe dich! Ich liebe dich!"

Ohne einander loszulassen, hatten sie das Bett erreicht, auf dessen ungeordneten Leintuch sich der

Körper des jungen Mädchens abzeichnete. Wie zwei vom selben Schuß verwundete Vögel waren sie zusammengebrochen, beide zu gleicher Zeit.

Plötzlich machte sich Laura los.

„Man kommt!“

In demselben Augenblick öffnete sich die Thür des Nebenzimmers.

„Nun, was giebt's denn hier?“ fragte Frau Castelans Stimme.

Und sie streckte ihren Kopf durch die Öffnung.

Eine Sekunde Schweigen. Die beiden jungen Leute, verwirrt und bleich, blieben beieinander mit niedergeschlagenen Augen und stummen Lippen, wie Schuldige.

Frau Castelan, schnell von ihrer Überraschung erholt, sprach zuerst:

„Ach, Sie sind es, Henri. Ich hörte Geräusch in Lauras Zimmer und ich fürchtete, daß ihr etwas fehle. Sie sind wohl gekommen, um Ihrer Cousine Lebewohl zu sagen?“

„Ja,“ stotterte der junge Mann. „Das heißt, ich fand im Vorübergehen ... die Thüre offen ... und da habe ich mir erlaubt ...“

„Recht, recht, Kind. Ich bin beruhigt, ich lege mich wieder. Reisen Sie sofort ab?“

„Im Augenblick!“

„Gute Reise!“

„Gute Reise, Vetter Henri!“ rief Gigis klare Stimme.

Die Thüre schloß sich wieder. Als Henri und Laura wieder allein waren, rührten sie sich nicht und fanden keine Worte. Die dunkle Schuld, die sich zwischen ihnen aufgerichtet hatte, beschämte sie. Ihr beiderseitiges Verlangen war erloschen.

Sie drückten sich die Hand und vermieden es, einander in die Augen zu sehn.

„Adieu, Laura, ich reise,“ sagte Henri.

„Ja Henri,“ stotterte sie ... „Auf Wiedersehn!“

Dritter Teil

I.

Lille, Rue Neuve, 14.—26. September.

Mein lieber Vetter!

Sie würden es wahrscheinlich lieber sehn, wenn eine andere als die jüngere Cousine, diesen Brief unterzeichnete. Aber unsere arme Laura ist zu sehr mit der Hauptprobe zum „Faust" beschäftigt, mit der die Saison der hiesigen Oper am 28. ds. Mts. eröffnet wird . . . Außerdem ist sie sehr traurig und ermüdet; wir wagen es nicht, Ihren Namen vor ihr zu nennen, Sie Bösewicht, der Sie ihr nicht einmal geschrieben haben und es geschieht ohne ihr Wissen, auf den Rat Mamas, daß ich Ihnen diese paar Worte sende. Ach, lieber Vetter, Sie sind ein großer Herzensknicker.

Wir wohnen seit zwölf Tagen in Lille und seit zehn haben wir ein passendes Logis. Ich kann nicht sagen, daß ich die Hauptstadt von Flandern

kenne, aber das, was ich von ihr gesehen habe, hat mich nicht sehr ermutigt. Es macht mir den Eindruck einer großen, melancholischen Stadt voller Nebel, Ruß und Schmutz, in der jedermann etwas verkauft. Das Theater ist eine Art griechischer Tempel und sieht aus wie ein ungeheures Mausoleum. Im Augenblick spielt man dort Komödien und Dramen und erwartet unsere Musik. Letzten Montag gab man „Don César von Bazan“, „Die beiden Waisen“ und ein kleines Stück eines einheimischen Journalisten. Fünfzehn Bilder. Das begann um fünf Uhr abends und dauerte bis zwei Uhr morgens. In der Zwischenzeit haben die Zuschauer von den Galerien drei Mahlzeiten eingenommen.

Bei den Proben haben wir Bekanntschaft mit den Journalisten und den hervorragenden Abonnenten gemacht, die der Portier zur kleinen Thür hereinläßt und die den Ton angeben.

Die Kritiker sind: Die Herren Borie vom „Journal de Lille“, Fauvel vom „Flandern“, Reiger von der „Zukunft“. Was die Abonnenten anbetrifft, so giebt es deren sechs oder sieben, die auf der Stufenleiter zwischen vierzig und siebzig Jahren stehen. Die drei Ältesten machen mir fleißig den

Hof; die Alten, wissen Sie, das ist meine Sache. Ich müßte drei Magen haben, — einen für je einen Alten — sollte ich alle die Bonbons aufessen, die sie mir bringen. Ich stecke sie den kleinen Choristinnen zu, die sehr zufrieden damit sind und sie zu ihrem harten Ei zum Nachtmahl verzehren. Von Abend zu Abend werden meine Anbeter verliebter und verdutzter. Sie wissen nicht, ob sie mich für unschuldig oder schamlos halten sollen. Wenn ich ihnen eine etwas starke Bemerkung hingeworfen habe, sehe ich sie mit so jungfräulichen Augen an, daß sie nicht mehr wissen, wo sie dran sind. Sie fangen bereits an, einander feindliche Blicke zuzuschleudern; schließlich werden sie sich noch schlagen. Gestern hat mich der eine von siebzig Jahren hinter eine Coulissenstütze gezogen und mir den Vorschlag gemacht, mich nach Belgien zu bringen und zu heiraten. Guter Gott, was sollte ich dort anfangen?

Die jungen Abonnenten — zwischen vierzig und fünfzig Jahren — schenken mir keine Aufmerksamkeit. Sie schwärmen alle für Siebel (eine junge magere Soubrette, die Sie, glaube ich, früher einmal bei uns gesehen haben, Jeanne Delmas) und für Gretchen, meine Schwester. Meine Schwester nimmt die Huldigungen mit jenem Wohlwollen einer jungen Dogge entgegen, das Sie an ihr kennen;

was Jeanne Delmas anbelangt, so wäre sie gern entgegenkommend; aber man kann dem Schicksal nicht entgehen, und in Lille gehört die erste Soubrette seit Menschengedenken einem großen Juwelier von der Rue de la Gare, Herrn Renault. Herr Renault streift an die Fünfzig; er ist angenehm angegraut, steigt mit den Allüren eines Offiziers zu Pferde und hat stets seine Taschen voll falscher Diamanten und wunderbar imitierter Perlen. Seit zwanzig Jahren hat er nun beim Stadttheater die Anstellung als Liebhaber der ersten Soubrette. Die andern kommen und gehen: Rose Friquet ist das eine Jahr mager, das andre voll, das dritte untersetzt; das thut nichts: Rose Friquet bleibt stets Herrn Renaults Freundin. Der Kritiker der ‚Zukunft', der dies meiner Mutter auseinandersetzte, sagte: ‚Er schläft nicht mit ihr, er schläft mit der ‚Rolle" . . . Ich hab' das nicht verstanden, aber ich habe auf jeden Fall die Augen niedergeschlagen.

Jetzt, wo Sie über unsere kleinen Klatschereien, die hier die Unterhaltung bilden, auf dem Laufenden sind, komme ich zu dem ernsten Zweck meines Briefes. Hören Sie nur zu, Cousin!

Seit Sie uns in Annecy verlassen haben, geht

es Laura nicht gut. Sie ist zwar niemals im Zusammenleben besonders liebenswürdig gewesen, meine große Schwester, aber jetzt, nein! . . . jetzt geht es schon gar nicht mehr. Sie spricht kaum, schließt sich stundenlang in ihr Zimmer ein, kommt mit roten Augen heraus und macht aller Welt Scenen für nichts und wieder nichts. Vorgestern — mir schaudert, wenn ich daran denke — war sie sogar mit dem Kapellmeister grob. Was ist denn zwischen euch beiden in Annecy vorgefallen?

Ein Zufall hat die Situation noch schwieriger gemacht. Eine Zeitlang hatte man nichts mehr vom Baron gehört, als uns plötzlich, vorigen Sonntag diese Persönlichkeit vom Hofe auf den Hals kam. Mama ist ihm nicht sehr hold, wie sie vermuten können; ich, ich finde ihn gerade lächerlich genug, um mich die erste Stunde über ihn zu amüsieren, aber dann ist er mir unerträglich. Dennoch mußte man ihm ein freundliches Gesicht machen, mit ihm frühstücken und nachmittags mit ihm spazieren gehn. Wollen Sie es glauben? Gegen diesen Belgier nun ist Laura reizend gewesen. Ob das nur dem Wunsch entsprang, uns zu ärgern? Oder ob es nur aus Trotz geschah, weil Sie sie verlassen haben? Sie werden nun antworten, daß das wenig helfen konnte, da Sie nicht

da waren. Aber unser Herz wissen Sie, das Herz von uns Frauen (lachen Sie nicht!) ist so rätselhaft!

Am Abend hat der Baron wieder die Reise in seine Heimat angetreten, denn seine Thätigkeit erlaubt ihm Gott sei Dank! nicht, eine ganze Nacht auf fremder Erde zu bleiben. Laura ist uns nach seiner Abreise noch nervöser als vorher vorgekommen. Sie fing zwar wieder an, mit uns zu sprechen; aber da sie nur von ihrer Heirat, von van Heyst und vom Hofe Leopolds sprach, hat Mama mehreremal ihre natürliche Sanftmut verloren, und das hat zu schrecklichen Scenen geführt. Glücklicherweise haben die letzten Proben meine teure Schwester etwas zerstreut und in ihre Seele ein klein wenig Gleichgewicht gebracht.

Die ‚Faust'-Premiere findet nächsten Dienstag, will sagen, übermorgen statt. Wie Sie voraussehen können, wird der Baron diesem Feste beiwohnen; er verbringt den Tag zwischen Mittag und zehn Uhr abends in Lille, wird bei uns frühstücken und dinieren. Sie müssen durchaus ebenfalls kommen. Mama sagt mir, daß ich diesen Satz unterstreichen soll, und ich gehorche mit Vergnügen, wenn der kleine Strich Ihre Entscheidung herbeiführen kann. Sie werden unser Gast sein, Sie wohnen der Vor-

ſtellung bei und Sie haben ſogar vor dem Baron den Vorteil, daß Sie nicht genötigt ſind, den 10 Uhr-Zug für ‚Broug'sl' zu nehmen ſondern mit uns zu Abend ſpeiſen können. Melden Sie Laura Ihre Ankunft für den Abend in einem kleinen Billet, in dem Sie beiſpielsweiſe ſagen können: ‚Ich habe durch die Zeitung erfahren, daß Sie morgen zum erſtenmal auftreten . . . Da ich gern dabei ſein möchte, u. ſ. w. . . .' Sie werden das ſehr gut zu drehen wiſſen, das weiß ich.

Wir werden uns Mühe geben, daß Sie ſich bei uns nicht zu ſehr langweilen. Lille iſt eine große melancholiſche Stadt, wie ich Ihnen eben ſagte, aber ſie beſitzt ein ſchönes Muſeum mit einem berühmten Kopf, der von Raffael oder von Michelangelo, oder auch von keinem von beiden iſt. Dorthin werden wir Sie in Geſellſchaft van Heyſts führen.

Alſo, jetzt ſchnell ein Wörtchen an Laura. Sie erwartet Sie ungeduldig, das dürfen Sie glauben, obgleich ſie es ſelbſt nicht ſagt. Mama und ich machen es ebenſo, nur ſagen wir es Ihnen.

Ich reiche Ihnen meine Stirn, lieber Henri; ſchließen Sie die Augen, wenn Sie ſie küſſen und denken Sie an meine Schweſter. Ich habe mir erzählen laſſen, daß die Männer zuweilen

Ähnliches thun, um aus der Entfernung lieben zu können.

Gigi."

P. S. Mama sagt: „Schreib' als Postskriptum noch auf den Brief:

Nur ja keine Ausrede!
Geschieht hiermit."

Arras, 27. September.

„Meine liebe Laura!

Ich will aufrichtig gegen Sie sein. Wenn ich Ihnen, seit wir uns verlassen haben, nicht mehr schrieb, so geschah dies freiwillig und nach reiflicher Überlegung. Brauche ich Ihnen zu sagen, daß ich dennoch nicht aufgehört habe, an Sie zu denken? Die paar Tage, die ich in dem Genusse Ihrer teuren Freundschaft verbracht habe, sind allein so viel wert als ein ganzes übriges Leben. Aber wir haben ein gefährliches Spiel gespielt, gefährlich wenigstens für mich. Ich liebe Sie, wie Sie wissen; ich liebe Sie seit Jahren und ich leide daran, daß ich Sie zu sehr liebe. Ihr Herz aber ist bei einem andern; Sie haben mich ohne Zweifel schon vergessen; vielleicht

findet Sie dieser Brief bereits an der Seite des Mannes, dem Sie angehören werden. Wäre unter solchen Umständen ein Wiedersehn vernünftig? Nein, nicht wahr? Dennoch möchte ich erfahren, wie Sie darüber denken. Nächsten Dienstag rufen mich Geschäfte nach Lille, ich werde den Tag und den Abend dort verbringen und der ‚Faust'-Vorstellung beiwohnen. Wenn Sie es befehlen, werde ich Sie begrüßen. Wenn nicht, werde ich mich hinter dem Vorhang einer Parterreloge verbergen, und Sie sollen meine Anwesenheit nicht einmal ahnen.

Ich küsse tausendmal Ihre Hände, meine teure und grausame Freundin.

Henri."

Lille, 27. September, um 12 Uhr nachts.

„Soeben von der Hauptprobe nach Hause kommend, finde ich Ihren Brief, lieber Henri. Wenn Sie Ihre Geschäfte Dienstag nach Lille rufen, kommen Sie bitte zum Frühstück nach der Rue Neuve 14. Mein zukünftiger Gemahl wird dort sein. Sie werden sich vernünftig und freundlich gegen ihn betragen, nicht wahr? Ich liebe Sie sehr, das versichre ich Sie. Aber das Leben ist nun

einmal so wie es ist. Machen Sie mich nicht unglücklich . . . Verlangen Sie nichts Unmögliches von mir . . . Also Dienstag rechnen wir auf Sie.

Laura."

Als Henri Gigis Brief gelesen hatte, hatte er ihn zornig zusammengeballt und in den Papierkorb geworfen. „Was für ein abscheuliches kleines Ding!" rief er aus. Nach zehn Minuten aber hatte er den Papierball wieder hervorgeholt, ihn grade gefalzt und die vier Seiten aufs neue gelesen. Jetzt sprang ihm die komische Seite des Briefes in die Augen, die ja gewiß auch ein bischen gehässig, aber dennoch komisch war. Die Zufriedenheit, mit der die Mutter und die jüngere Schwester den Fall der älteren vorbereiteten, darüber konnte man lachen wie fast über alle unbewußten menschlichen Gemeinheiten... Und dann, war das, was man ihm vorschlug, nicht wirklich verführerisch? . . . Laura war so hübsch! Und welch' angenehme Befriedigung für die Eigenliebe, sie diesem reichen Belgier wegzukapern! . . . Am Abend entschloß er sich, an Laura zu schreiben, indem er sich selbst mit dem Gedanken entschuldigte: „Übrigens liebe ich sie ja." Und als er die Antwort der Sängerin erhielt, in der man die zurückgehaltene Zärtlichkeit unschwer zwischen den Zeilen

las, hatte er einen Anfall von aufrichtiger Leidenschaft, und er küßte die Karte, auf der die Sängerin ihre naive Prosa mit einer guten großen, bürgerlichen Handschrift aufgezeichnet hatte.

Dienstag reiste er mit dem Zuge, der um elf Uhr morgens in Lille eintrifft. Als Douai vorüber war und ihm leise Schauer über die Haut liefen, stellte er sich wieder das Zeugnis aus: „Ich bin erregt, also bin ich aufrichtig.“ Und er schloß damit, daß, da er Laura also aufrichtig liebe, es auch ganz natürlich sei, wenn er sie zu besitzen wünsche. Nur die Mitschuld von Frau Castelan und Gigi genierte ihn noch. „Bah!“ erwiderte er sich selbst, „wenn Laura jemals mein wird, werde ich diesen beiden Kupplerinnen schon heimleuchten.“ Er machte einen Überschlag seines Einkommens: Sechstausend Francs Renten, neuntausend Gehalt und Tantiemen, das waren fünfzehntausend Francs jährlich. „Davon werde ich Laura zehntausend geben,“ dachte er „und mit den übrigen fünftausend werde ich leben. Wenn sie mich liebt, wird ihr das genügen.“ In diesem Augenblick war er wieder wahrhaft jung, aufrichtig und närrisch.

Dreiviertel Stunden später stieg er eine der kleinen Wendeltreppen empor, die so dunkel wie

Kellertreppen sind und in allen Häusern der Altstadt den Dienst versehen. Im zweiten Stockwerk sah er sich in einen gleich dunkeln Vorplatz versetzt. Es vertrat ihm jemand den Weg.

„Frau Castelan?“ fragte er aufs Geratewohl.

„Sind Sie's, Henri,“ erwiderte eine zögernde Stimme. „Kommen Sie!“

In der Dunkelheit erfaßte er zufällig einen Arm seiner Cousine, auf den er die Lippen drückte.

„Seien Sie vernünftig!“ murmelte sie. „Nehmen Sie meine Hand und lassen Sie sich führen; es ist hier furchtbar dunkel.“

Er ließ sich zu einer Thür geleiten, und als sie sich öffnete, ward es wieder Tag; man befand sich in einem Salon von mittlerer Größe, der mit seltsamem, kleinstädtischem und altmodischem Geschmack ausgestattet war. Kamin, Leuchtertisch und Sekretär waren mit schrecklichen Muschelnippsachen bedeckt. Zwei Fenster sahen auf die Straße.

In demselben Augenblick trat Frau Castelan ein.

„Der erste Gast?“ sagte sie, ihm die Hände entgegenstreckend. „Das ist nett; sind Sie dem Baron nicht begegnet?“

„Wahrhaftig, ich weiß nicht. Da seine Persönlichkeit mir unbekannt ist“ . . .

„Es ist war, bin ich dumm . . . Nun, Sie werden ihn ja sehn.“

„Guten Tag, Cousin,“ sagte Gigi, die nun ihrerseits zum Vorschein kam. „Geben Sie mir Hut, Stock, Überzieher.“

Und als er sich dieser Dinge unter ihren Händen entledigte, flüsterte sie ihm ins Ohr:

„Jetzt müssen Sie sich unwiderstehlich machen:

Sei Sieger im Kampf um Chimenens Preis.“

„Nun, wohnen wir hier nicht schlecht, — was?“ fragte Lauras Mutter, indem sie sich setzte. „Und sagen zu müssen, daß das alles ist, was wir in dieser schmutzigen Stadt gefunden haben! Zweihundert Francs monatlich; ich schlafe in einem Toilettkabinett und Gigi im Speisezimmer. Es wären ja noch zwei unbenutzte Zimmer im hintern Teil der Wohnung, aber dafür verlangt man noch weitere hundert Francs, und da habe ich es denn vorgezogen, uns enger zusammenzurücken.“

„Beschwerden des Theaterlebens,“ versetzte Henri, im Geist damit beschäftigt, in den müden Augen seiner Cousine zu lesen. „Dieser beständige Wechsel . . .“

„Und so vieles andre, ja, ja! seufzte Laura.

Auf dem Korridor ließen sich Schritte vernehmen

und das aufklopfende Geräusch eines Spazierstocks; Gigi öffnete lärmend die Thüre und meldete:

„Der Herr Baron van Heyst, Geheimrat und Privatsekretär Seiner Majestät, Kommandeur des Leopoldordens."

„Wie drollig sie ist, die Kleine!" sagte eine gute breite Stimme mit stark belgischem Accent hinter Gigi.

Und als Gigi zurücktrat, erschien der Baron. Er war von hoher Gestalt mit zu langen Beinen und Armen, einer Büste aus einem Stück, ohne Taille, mit rosigem, kahlen und blonden Gesicht, das ihm den Ausdruck eines reifen und müden Kindes verlieh. Er trug einen schwarzen, sehr weiten Überzieher, gestreifte Beinkleider, ein einfach blaues Hemd mit sehr hohem Halskragen. In der Hand hielt er einen außergewöhnlich hohen Cylinder und ein Paar ungebrauchte, rote Handschuhe.

Als er Henri bemerkte, blieb er auf der Schwelle stehn; das gute Lächeln, das sein Gesicht in Falten zog, war wie weggeblasen, und er blieb einen Augenblick wie starr mit großen Augen und halboffnem Mund, in einer Haltung so komischer Überraschung, daß Gigi, Frau Castelan und sogar Laura laut auflachten. Henri lächelte. Als Laura ihren Bräutigam

erbleichen sah, beherrschte sie sich, trat zu ihm hin und hielt ihm die Stirn entgegen.

Er küßte sie väterlich und konnte sich nicht enthalten zu fragen:

„Dieser Herr da? . . . Wer ist dieser Herr?“

Laura ergriff die Hand des Barons und führte ihn zu Henri:

„Mein Freund, ich stelle Ihnen meinen Vetter vor, Herr Henri Nodier, Ingenieur der Bergwerke von Arras . . . Herr Baron van Heyst . . .“

Die beiden Männer gaben sich die Hände. Henri brummte jene übliche Phrase vor sich hin, deren Banalität ihm innerlich leid that:

„Mein Herr, ich habe von meiner Tante und meinen Cousinen schon viel von Ihnen gehört und ich schätze mich glücklich, Ihre Bekanntschaft zu machen.“

„Ich auch, mein Herr,“ sagte van Heyst, dem es nicht gelang, seine Unzufriedenheit zu verbergen, „ich fühle mich ebenfalls sehr glücklich, sehr geehrt, wissen Sie. Nur daß ich noch nie von Ihnen sprechen hörte. Nein, wirklich nicht!“

Frau Castelan näherte sich dem Baron, legte ihre Hand auf seinen Arm und sah ihm gerade ins Gesicht.

„Sagen Sie mal, Sie abscheulicher, eifersüchtiger Mensch, werden Sie wohl keine solchen Augen machen? Ein Junge, den wir bereits gekannt haben, wie er noch ganz klein war!"

„Ja," bestätigte Gigi; „ganz klein, nicht größer wie so!"

Und sie hielt ihre Handfläche ganz nahe auf den Fußboden.

„Und dann," versetzte die Mutter, „ist Henri in Gigi verliebt."

Henri suchte die Augen Lauras; der Blick, den er ihr zuwarf, besagte klar genug:

„Sie sind es, die ich liebe, Sie allein!"

Und Lauras Lächeln antwortete:

„Ich weiß es wohl."

Das gute Gesicht van Heysts hatte sich bei Frau Castelans Worten aufgehellt, und der mißvergnügte Ausdruck seiner Gesichtszüge war einer kindlichen Zufriedenheit gewichen.

„Ah, der Herr Vetter ist ein bischen in Fräulein Gigi verliebt? Ein hübsches Paar, kann man sagen. Und ist Gigi auch in den Herrn Cousin verliebt?"

Er sagte „verliebt" mit einer solchen Betonung, daß das niedliche Romanwort wie irgend eine rauhe niederländische Vokabel klang.

Gigi nahm die Miene einer Pensionärin im Beichtstuhl an:

„O, Mama, warum erzählst du das?“

„Nun, Kinder, zu Tisch!“ rief Frau Castelan und ergriff den Arm des Barons.

Henri bot Laura den seinen und als man den schmalen Gang durchschritt, der zum Speisezimmer führte, berührte er das Ohrläppchen des jungen Mädchens mit einem Kusse.

„Hören Sie auf, Henri,“ sagte sie mit leiser Stimme.

Er erwiderte in demselben Ton:

„Ich bete Sie an!“

Man setzte sich zu Tisch. Frau Castelan hatte den Baron zur Rechten, Henri zur Linken; Laura war die rechte Nachbarin von van Heyst; dann kam Gigi, die sich auf diese Weise zur Linken Henris befand.

„Mir ist's egal,“ dachte der junge Mann, indem er seine Krebse zerlegte, „jemand wird hier angeführt, und ich bin froh, daß ich es nicht bin.“

Die Mahlzeit war heiter. Die kleine unschuldige Fopperei, die aus eignem Antriebe in Frau Castelans Hirn entsprungen war, hatte jedermann lustig gestimmt, und der Baron, der wieder beruhigt war,

unterhielt sich jetzt mit Henri auf die einfachste und sympathischste Manier. Gigi amüsierte sich von Zeit zu Zeit damit, ihrem Cousin ein paar verliebte Blicke zuzuwerfen, und dann stieß van Heyst, der etwas zu entdecken glaubte, mit dem Ellbogen Frau Castelan oder Laura an und zwinkerte dazu mit den Augen.

Man redete natürlich vom Theater. Die drei Frauen hielten Musterung über die Gesellschaft ab, von den Direktoren angefangen, die „Schinder" seien, bis zur dritten Soubrette, „die hundert Sous koste", wie Frau Castelan mit Würde erklärte. Die zweite Sängerin — für die Premieren im Notfall, wie das Programm anzeigte — hatte eine ziemlich hübsche Stimme, mit leidlichen Mitteltönen, aber die hohen Noten waren kurz; und dann war ihr Spiel auf der Bühne zu unbeholfen.

„Und Jeanne Delmas?" fragte Henri. „Haben Sie mir nicht gesagt, daß sie auch zur Truppe gehörte?"

„Ja," entgegnete Gigi. „Sie hat sich sogar nach Ihnen erkundigt, Henri. Sie sehen, daß Sie ihr damals Eindruck gemacht haben."

„Was für eine Gans, diese Delmas!" rief Laura aus. „Wer der den Hof macht, hat wirklich keinen

schwierigen Geschmack! Sie hat einen Totenschädel und nichts als Knochen unter der Haut. Was kann nur den Männern an einer solchen Frau gefallen?"

„Ach, Laura," sagte Frau Castelan, die ein junges Rebhuhn zerlegte, „das kannst du nicht verstehn, weil du unschuldig bist . . . Aber der Delmas wird es nie an Liebhabern fehlen, glaub' mir. Sie hat schon einen in Bordeaux umgebracht . . ., den kleinen Péchaubès, der in den Pyrenäen an der Schwindsucht starb . . . Das wird nicht der letzte sein."

Der Baron, der bedächtig aß, wie ein Sachse trank und wenig sprach, erklärte, mit einem zärtlichen Blick auf seine Nachbarin zur Rechten:

„Ja, Ihre Frau Mutter hat recht . . . . Sie sind unschuldig . . . Sie können das nicht verstehn, wie wir."

Und er zwinkerte mit dem Auge mit einem Mienenspiel, das besagte, daß er, van Heyst, diese Dinge in- und auswendig kenne und daß er die ganze Stufenleiter tollster Liebkosungen durchlaufen habe.

Gigi, die Augen an der Decke, brach in ein kurzes, trockenes Lachen aus, das sogleich verstummte.

Die Unterhaltung kam auf die Journalisten:

Auf Fauvel, der mild wie ein Geistlicher sei; auf Reiger, der immer von seinen Beziehungen zur Pariser Presse sprach; auf Borie, der die Schauspielerinnen duzte und sie mit „Kleine“ oder „mein Schätzchen“ anredete.

„Den kann ich nun einmal nicht ausstehn,“ sagte Laura, ihre Crème à la Vanille langsam auslöffelnd. „Er merkt es auch ganz gut und untersteht sich nicht, zu mir ‚Du‘ zu sagen.“

„Oh du!“ erwiderte Frau Castelan, „du bist auch nicht wie die andern. Erstens bist du eine Künstlerin ersten Ranges und dann hast du deine Mutter bei dir. Mit so einem Wachtposten, siehst du, wird es keiner am nötigen Respekt fehlen lassen.“

Als das Mahl beim Mokka und den Liqueuren angekommen war, wurde van Heyst zärtlich. Er entfernte seinen Stuhl ein wenig vom Tische und sich Lauras linker Hand bemächtigend, fuhr er mit seinem dicken blonden Schnurrbart bis zum nackten Handgelenk darauf herum. Laura versuchte, ihre Hand wieder frei zu machen. Henri, etwas blaß geworden, schaute sie an. Diese ganze Theaterkonversation, mit ihrem Kram von Couliſſenklatſchgeſchichten, von Mädchen- und Journaliſtenſkandalen hatte ihn

zuerst amüsiert, dann aber sehr bald angewidert und traurig gestimmt. Das roch nach Staub, nach ranziger Schminke und rauchigen Gasflammen, wie ein Coulissenmagazin, oder wie die alte Garderobekammer einer Schauspielerin. In dieser Gemütsverfassung brachte ihn die Vertraulichkeit des Belgiers außer sich. Es kam ihm vor, als ob der Baron seine Revanche nähme, und als ob jetzt er, Henri, der Lächerliche und Gefoppte sei. Die Eifersucht beseitigte die letzten Bedenken, die in seinem Gewissen aufstiegen.

„Ich war verdammt dumm, daß ich Bedenken hatte," dachte er brutal bei sich.

Und als er das ältliche Kindergesicht, das sich auf Lauras Arm herumbewegte, betrachtete, fügte er noch im stillen hinzu:

„Du wirst mir das bezahlen, mein Alter, und wenn ich dich nicht zum Hahnrei mache, wird die Schuld nicht an mir liegen."

Frau Castelan beobachtete diese stumme Scene mit dem nachsichtigen Lächeln einer Frau, die schon viele ähnliche gesehen hat. Gigi machte kleine Kügelchen aus Brotkrumen.

Man ging in den Salon. Lauras Mutter holte ihre Brille hervor und entfaltete das „Europe artiste",

ein kleines Theaterblatt, das ihr das Dienstmädchen grade brachte. Der Baron zog Laura auf ein Sofa. Henri und Gigi setzen sich ganz in ihre Nähe, um ihre Unterhaltung zu hören.

Van Heyst, der immer noch die Fingerspitzen seiner Zukünftigen festhielt, sagte mit der schweren Stimme eines Mannes, der zu gut gefrühstückt hat:

„Weiß klein Laurachen auch, warum ihr Freund sie liebt?"

Zerstreut machte das junge Mädchen ein „Nein!" mit dem Kopfe.

„Er liebt sie," versetzte der Belgier mit den Allüren einer zärtlichen Amme, „weil sie so schöne schwarze Gu-guckerchen, weil sie ein schönes kleines Nä-näschen, weil sie ein schönes kleines Mü-mündchen mit weißen Zähndelchen hat . . ."

„Was für ein Idiot!" dachte Henri.

Er hätte ihm gern einen Fußtritt versetzt, aber da ihn die Eifersucht in diesem Augenblick wirklich verliebt machte, beschloß er, sich an Laura zu rächen.

Er erhob sich, flüsterte einige Worte in Gigis Ohr, und alle beide gingen nach dem andern Ende des Salons, ein gutes Stück von den Verlobten weg. Henri setzte sich auf einen Puff, und die Hände des jungen Mädchens in seine nehmend,

sagte er ihr allerhand lustige und dreiste Dinge und beobachtete dabei die ältere Schwester. Gigi, die an diesem Spiele Gefallen fand, schlug auf die Finger ihres Cousins und ihre Augen nieder und hatte kleine nervöse Lachanfälle. Schließlich nahm Henri sie bei der Taille und setzte sie auf seinen Schoß.

Laura, die die beiden nicht aus den Augen verloren hatte, zog plötzlich ihre Hand aus der Hand van Heysts und rief:

„Gigi! Willst du wohl anständig sein!"

„Was thu' ich denn?" fragte Gigi mit der unschuldigsten Miene. „Darf man denn nicht spielen? Du spielst doch auch mit dem Baron und das ist nicht mal dein Cousin."

Frau Castelan unterbrach ihre Lektüre.

„Nun, Gigi," sagte sie sanft, „sei vernünftig; ärgere deine Schwester nicht."

Henri, unzufrieden mit sich, stand auf und setzte das junge Mädchen nieder.

„Ich bin der Schuldige, Cousine Laura . . . Ich war es, der Gigi in die Ecke zog und sie mit Gewalt auf den Schoß nahm. Übrigens gebe ich sie wieder ab . . . Ich muß Sie verlassen . . ."

„Sie gehn?" sagte Frau Castelan erstaunt. „Sie

kommen nicht mit dem Baron und uns in's Museum? Aber dann werden wir uns fürchterlich langweilen!"

Van Heyst muckste sich nicht.

Laura machte ihr Schmollgesicht.

„Ja," versetzte Henri, „ich bin genötigt einer Konferenz von Ingenieuren der Administration beizuwohnen, die um drei Uhr beginnt. Es ist jetzt dreiviertel auf drei."

„Aber Sie werden doch zum Diner wiederkommen?"

„Ich bedaure; aber ich bin bei meinem Chef zum Diner geladen. Sie haben es mir nicht früher gesagt. Also hab' ich angenommen."

Der Baron, den diese Unterhaltung nicht interessierte, wollte gerade seinen Arm um Lauras Taille legen.

„So lassen Sie mich doch!" rief diese barsch.

Sie ging von ihm weg und stellte einen Stuhl zwischen sich und ihren Bräutigam. Van Heyst stotterte ganz außer sich:

„Got fordom! Was hab' ich denn gemacht?"

„Dann," rief Frau Castelan, die über die elektrische Spannung in der Luft ganz entsetzt war, „wenn Sie uns verlassen wollen, Henri, auf Wiedersehn! Aber Sie kommen doch heut abend ins Theater?"

„Wenn ich kann, gewiß.“

Er wendete sich zum Baron.

„Mein Herr . . . sehr erfreut . . .“

„Gleichfalls, mein Herr, gleichfalls sehr erfreut, wirklich.“

Gigi trat zu ihm und hielt ihm die Stirn hin. Henri küßte sie auf das schwarze Haar, dann ergriff er Lauras Hand; als er seinen Blick zu ihr erhob, sah er Thränen in ihren Wimpern.

Frau Castelan ging hinter dem jungen Mann hinaus. Als sie am Ende des dunklen Korridors waren, schüttelte sie ihn heftig am Arm.

„Nun! Sie sind wohl verrückt, was? Fangen Sie wieder Ihre Dummheiten an? Es amüsiert Sie wohl, Laura weinen zu sehn?“

„Aber ich hab' ja gar nichts gethan!“ sagte Henri heuchlerisch.

„Gehn Sie, Sie sind ein Dummkopf! . . . Sie werden niemals verstehn, wie man die Liebe einer Frau erringt.“

„Was wollen Sie?“ versetzte der junge Mann. „Dieser belgische Seladon bringt mich zur Verzweiflung; wenn ich hier bliebe, würde ich ihm schließlich Injurien sagen. Es ist besser, wenn ich ein bischen Luft schöpfe.“

„Gut," meinte die Mutter in beruhigterem Ton. „Aber vor allem verſäumen Sie heut' abend nicht die Vorſtellung. Sie werden uns auf der Bühne treffen. Ich ſag's dem Portier; er wird Sie hineinlaſſen."

„Schön, ich komme!"

Und als ſie ſich die Hände ſchüttelten, wiederholte Frau Caſtelan noch einmal:

„Jetzt halten Sie uns aber auch Wort! Sie werden es nicht bereuen, gekommen zu ſein, glauben Sie's mir!"

II.

Wenn ein Mann noch so zärtlich und sanft ist, so bereitet er doch zuweilen der geliebten Frau einen Kummer. Er thut ihr weh und empfindet bei dem Gedanken, daß sie leidet, noch dazu eine grausame Freude. Ihr Kummer grade ist der unbestreitbarste Beweis der Liebe. Die Thränen der Geliebten beim Abschied sind dem Liebenden eine größere Beruhigung, als ihre Freudenausbrüche bei seinem Kommen. Zur Stunde, wo die Lerche singt, kann Romeo erkennen, ob er geliebt wird.

Henri verließ die Wohnung der Castelans in jenem eigentümlichen Seelenzustand, wo das Herz verwirrt und der Egoismus durch die Erinnerung an die Thränen der Angebeteten befriedigt ist. Als er aufs Geratewohl die Straßen hinabschlenderte, sagte er sich: „Sie liebt mich, jetzt bin ich dessen gewiß. In diesem Augenblick denkt sie nur an mich, — und

sie denkt voll Schmerz an mich. Sie erträgt den lästigen Menschen, der bei ihr ist, nur mit Ungeduld; sie fragt sich mit Sorge, ob ich heute abend kommen werde."

Er war entschlossen, wirklich zu kommen; aber bis zur Theaterstunde wollte er es nicht darauf ankommen lassen, der Familie Castelan im Gefolge des Baron van Heyst zu begegnen. Er sah nach seiner Uhr. Es war gegen drei. Henri erinnerte sich, daß ein Zug, der in etwa zehn Minuten von Lille abging, ihn zu den Bergwerken von Escarpelles brächte, von wo er nach zwei Stunden Aufenthalt um acht zurück sein könnte.

„Ich will den braven Paul geschwind die Hand drücken," dachte er.

Eine Stunde darauf trat er in Plagels Büreau.

Die beiden Freunde hatten sich seit ihrem gemeinsamen Aufenthalt in Wien nicht wiedergesehn. Sie umarmten einander herzlich.

„Wahrhaftig!" sagte Plagel. „Es ist doch gut, wenn zwei so alte Kumpane, wie wir, sich wiederfinden."

„Ja," pflichtete Nodier bei, „die Freundschaft, siehst du, das ist immer noch das Beste. Alles andre hat keinen Wert."

Plagel zündete seine Pfeife an. Plötzlich blieb er stehn:

„Ei, ei, ei! Also giebt's 'was Neues? Man ist unglücklich in der Liebe?"

Henri, wahrscheinlich weil sein Gewissen nicht ganz ruhig war, hatte dem Freunde in seinen Briefen über die Begebenheiten in Annecy keinen Aufschluß gegeben.

„Ja," erwiderte er nach einem Augenblick des Zögerns. „Ich habe Laura wiedergesehn, erinnerst du dich? Laura Castelan, meine Cousine .... Sie singt jetzt in Lille."

„Ob ich mich erinnre! Ich habe noch einen gewissen ‚Bock' im Magen, den du mir auf der Rue de Bruxelles spendiertest. Nun also, ist diesmal was los? Gratuliere!"

Henri zuckte die Achseln.

„Wie dumm du bist! Laura ist absolut anständig. Sie verheiratet sich."

„Mit dir?"

„Nein, mit einem Belgier. Alt, häßlich, reich."

„Erzähl' mir das," sagte Plagel, sich in seinen Sessel zurücklehnend.

Henri erzählte, was Paul noch nicht wußte, von der Reise nach Annecy, von Frau Castelans Haltung,

Lauras halbem Fall, dann von der Abreise, Gigis Brief und dem Dejeuner von heut morgen. Plagel hörte ohne Unterbrechung zu.

„Nun, was sagst du dazu?“ fragte Nodier.

Paul klopfte die Asche aus, indem er mit der Pfeife an den Fuß des Sessels schlug.

„Ich sage, daß deine Frau Castelan eine Kupplerin ist und deine Cousine Gigi ihre würdige Tochter, und daß die einzige interessante Person der Familie Laura ist.“

„Also du, in meinem Falle, würdest sie wohl nicht verführen?“

„Ich, liebes Kind, — dank meiner weisen Hygiene, und vielleicht auch, weil ich zu früh und viel geliebt habe — kümmre mich heut um die schönste Frau der Welt nicht mehr so viel ... (er schnippte mit den Fingern). An mir kannst du dir also kein Beispiel nehmen.“

„Gut; aber findest du, daß es unrecht wäre, sie zu Fall zu bringen? Du kannst ganz offen mit mir sprechen.

Plagel suchte eine Zeitlang nach einem passenden Ausdruck für seine Gedanken.

„Mein Gott,“ sagte er endlich, „ich gestehe es zu, in Dingen der Moral weiß ich wirklich nicht genau,

wo die Wahrheit liegt... Ob das da von Bedeutung ist, oder nichts zu sagen hat? Ich könnte keine bestimmte Meinung darüber abgeben. Nur laß mich dir eine Bemerkung machen: Erinnerst du dich noch unsrer Berechnung im Institut über die Tugend der Schauspielerinnen?"

„Gewiß."

„Nun, sie war kindisch in ihrer arithmetischen Form und naiv, wie wir selbst, diese Berechnung. Aber dennoch ging eine Wahrheit aus ihr hervor: Und zwar die, daß nur eine verschwindend kleine Anzahl Frauen vom Theater ein ordentliches Leben führen."

„Ja . . . Nun? Und?"

„Und? Diese Berechnung, mein Lieber, die damals deine Bedenken zerstreute, kehrt sich heute gegen dich selbst. Denn nun trifft es sich, daß deine Cousine beim Theater — was nicht vorauszusehn war — zu dem unendlich kleinen Prozentsatz der Schauspielerinnen, die sich anständig aufführen, gehört; du würdest also eine außerordentlich tugendhafte Frau vom richtigen Wege abbringen."

„Du hast recht," sagte Henri ernst. „Aber dennoch, ich liebe Laura und bin auf den Belgier furchtbar eifersüchtig."

„Ah, wohlverstanden, spreche ich nur vom theo-

retiſchen Geſichtspunkt aus zu dir. In der Praxis giebt es für mich im voraus keinen Zweifel . . . Du wirſt dein Möglichſtes thun, um der Geliebte dieſes armen Kindes zu werden und höchſtwahrſcheinlich wirſt du es auch dazu bringen. Folglich nützen meine Ratſchläge nichts, und wenn du willſt, reden wir von 'was anderem."

„Ich möchte ſchon," meinte Henri. „Aber das iſt's ja gerade, was ich nicht kann, an etwas anderes denken."

„Nun, komm' mit! Wir wollen einen Rundgang durch die Bergwerke machen. Das wird deinen Geiſt aufhellen."

Bis zur Stunde ſeiner Rückreiſe nach Lille begleitete Henri im Grubenhemd ſeinen Freund in die Minengänge des palais noir. Er liebte ſeinen Beruf; dieſe Promenade intereſſierte ihn und wirklich hatte er eine Zeitlang Laura beinahe vergeſſen. Die geiſtige Anſtrengung, der Anblick menſchlicher Thätigkeit macht den Geiſt geſund und treibt die Blaſen egoiſtiſcher Sinnlichkeit auseinander.

Als Plagel ihn zum Bahnhof begleitete, ſagte Henri:

„Wenn ich dich immer bei mir hätte, mein alter Paul, würde ich mehr taugen, ſcheint mir."

„Bah," entgegnete Plagel, „du taugst gar nicht so wenig, geh' nur. Nur sind dir noch die Frauen ein bischen gefährlich, wie allen jungen Leuten, die lange keusch geblieben sind."

Sie umarmten sich ein wenig bewegt, gaben sich das Versprechen, so oft als möglich zusammenzukommen, und der Zug setzte sich in Bewegung.

Nach Lille zurückgekehrt, lief Henri ins Grand Hotel, nahm dort ein Zimmer, um in Bequemlichkeit Toilette zu machen und speiste zu Mittag. Die Zeit drängte, sodaß er keine Muße zu Reflexionen hatte.

Um acht Uhr erreichte er das Theater und nahm an der Kasse einen Orchestersitz. Der Vorhang war noch nicht aufgegangen. Die Gasflammen wurden in die Höhe geschraubt.

Ein Mann in den vierziger Jahren mit weißem Haupt und Knebelbart, elegantem und noch jugendlichem Aussehn bestieg das Dirigentenpult und rief seine Truppe mit einem unmerklichen Schwingen des Taktstocks zusammen. Die Ouverture begann.

Die halb wollüstige, halb mystische und etwas banale „Faust"-Musik, die eigens dazu gemacht zu sein scheint, die Sehnsucht bürgerlicher Liebe,

und gemäßigt leidenschaftliche Gemüter ohne großen Schwung einzuwiegen, stand in wunderbarem Einklang mit den Empfindungen des jungen Ingenieurs. Sie flößte ihm das Verlangen nach Küssen ein und vertrieb die unklaren Bedenken, die sich seinen sentimentalen Gelüsten widersetzten. Henri gehörte ohnedies zu den Menschen, die das Theater, selbst seines Nimbus beraubt, unfehlbar aufregt und denen es mit der Lust zu Abenteuern zugleich die Hoffnung auf Liebkosungen suggeriert.

Er ließ sich einlullen von den zarten Motiven, von den wogenden Rezitativen, von den leisen Stimmen, die hinter den Coulissen den Gesang anstimmten:

Faules Mädchen
Du schläfst noch . . .

Plötzlich, auf ein Zeichen des Mannes mit dem roten Mantel, öffnete sich der Hintergrund der Bühne, und Laura, ganz von weißem Magnesiumlicht umflossen, die Büste im Mieder, ihr wundervolles kastanienbraunes Haar zu einer einzigen Flechte im Rücken geschlungen, das Gürteltäschchen an der Seite, erschien am Spinnrad.

Die Überraschung und Aufregung Fausts auf der Bühne war nicht so aufrichtig wie diejenige

Henris auf seinem Fauteuil . . . Der junge Mann sah Laura zum erstenmal auf der Bühne; sie stieg vor ihm auf mit der Plötzlichkeit einer Geisterer-scheinung, mit ihrer Unbeweglichkeit und ihrem festen unfaßbaren Blick. Eine Bewegung der Überraschung ging durch den Saal; man stand von den Sitzen auf, man lehnte sich über die Bogenbrüstungen. Henri dachte mit geheimem Stolz bei sich:

„Sie ist schön, sie erregt Bewunderung, — und ich bin es, den sie liebt."

Im zweiten Akt sang der Chor der Greise falsch. Der berühmte Walzer wurde von zwei grotesken Paaren getanzt, die man energisch auszischte; hin-gegen fand man Gefallen am Mephistopheles und seiner Arie und ebenso an Jeanne Delmas, dem feinen, zierlichen Siebel, die ihre Repliken mit Valentin artig vortrug.

Endlich beim Kirchgang erschien Margarete wieder. Und als Faust zu ihr hintrat und ihr den Arm bot, glaubte Henri zu bemerken, daß der Blick des jungen Mädchens die Orchesterreihen durch-lief und an ihm hängen blieb.

„Bin weder Fräulein, weder schön,
Kann ungeleitet nach Hause gehn."

Die Worte wurden mit so reiner, so voller und

warmer Stimme gesungen, daß das ganze Theater in Bravorufe ausbrach ... Unter lautem Geflüster endete der Akt. Als der Vorhang gefallen war, gelangte Henri auf den Korridor, wo ihn eine Logenschließerin anhielt.

„Sind Sie nicht der Herr, der mit Frau Castelan bekannt ist?"

„Jawohl, der bin ich."

„Frau Castelan läßt den Herrn bitten, einen Augenblick auf die Bühne zu kommen."

„Gut, ich komme. Durch welche Thür geht's?"

„Wenn der Herr mir folgen will ..."

Sie öffnete eine kleine eiserne Thür und trat zurück.

„Das Foyer ist im Hintergrund der Bühne, rechts."

Man stellte die Gartendekoration auf. Henri schritt über das Blumenpartere, glitt zwischen den Coulissenhaltern hindurch und gelangte schließlich zu einem Gang, der in das Foyer der Künstlerinnen und in den Requisitenraum führte.

Im Foyer versperrten die Journalisten und die Abonnenten den Weg. Im Hintergrund des kleinen roten Gemaches, dessen niedrige Decke mit rissigem Makulaturpapier beklebt war, saß Laura, die Brust in ein rotes Chenillefichu gehüllt und

nahm mit ihrer halb schmollenden, halb lächelnden Miene die Glückwünsche entgegen. Frau Castelan unterhielt sich mit einem Herrn in kurzer Jacke und mit dickem Bauch, irgend einem Journalisten. Sie hatte einen Ärmel dieser Jacke ergriffen und riß beim Sprechen energisch daran hin und her. Van Heyst, auf das Klavier gestützt, sagte nichts, schien unruhig und sah häufig nach der Uhr.

„Guten Tag, Vetter Henri."

Henri drehte sich um. Gigi sprang ihm an den Hals, küßte ihn und flüsterte ihm dabei ins Ohr:

„Betrachten Sie die Köpfe meiner Alten."

Die Alten waren zu dreien in den Winkel des Foyers zusammengedrängt und warfen unzufriedene Blicke auf den jungen Mann. Henri lächelte und sagte zu seiner Cousine:

„Sie wären sehr lieb, wenn Sie Ihre Mama benachrichtigen möchten, daß ich da bin. Sie hat mich rufen lassen und es bringt mich in Verlegenheit, auf diesen Kreis von Leuten zu stoßen, die ich alle nicht kenne."

Gigi lief zu ihrer Mutter, die sofort ihren Journalisten los ließ mit dem Ausruf:

„Wo ist er?"

Henri trat näher.

„Nun, Sie sind aber nett, Sie! Sie versprechen, uns aufzusuchen, und man muß Sie holen lassen! Eilen Sie sich und gratulieren Sie Laura.“

Laura hatte Henri bemerkt und kam auf ihn zu. Er nahm ihre Hand und flüsterte mit leiser Stimme:

„Laura, Sie sind eine große Künstlerin . . . Ich bete Sie an.“

„Nicht wahr, ich habe meine Phrase gut hergesagt?“ entgegnete die Sängerin.

„Hinreißend... Das ganze Publikum ist entzückt.“

Er hielt die Hand der Cousine in der seinen und drückte sanft die zarten Fingerspitzen. Sie hörte ihm zu und lächelte.

„Wie hübsch Sie sind . . . Sie haben ganz recht gehabt, mit Ihrem eignen Haar aufzutreten; Sie sind ein entzückendes braunes Gretchen . . . Ich hab' eine wahnsinnige Lust, Sie hierher auf den Hals zu küssen.“

Er flüsterte ihr diese Zärtlichkeiten ganz nahe zu, aufgeregt, durch die Anwesenheit aller der andern Männer, die bereit schienen, sie ihm streitig zu machen, aufgeregt auch durch die schwere, überheizte Luft der Coulissen. In diesem Moment hätte er allen, die ihn umgaben, zurufen mögen: „Sie gehört nicht Ihnen . . . Sie ist mein! mein! mein!“

Eine breite Hand legte sich auf seinen Arm und die Stimme des Barons betonte:

„Guten Abend mein Herr!“

Als er die Augen erhob, sah er den armen van Heyst so erregt und traurig, daß er Mitleid empfand.

Laura wich zurück mit schmollendem Gesicht, unzufrieden, gestört worden zu sein.

„Wollen Sie, daß ich weggehe?“ fragte van Heyst mit Thränen in der Stimme . . . „Wollen Sie lieber mit dem Herrn allein sein?“

Die Sängerin zuckte flüchtig die Achseln. Henri antwortete an ihrer Stelle:

„Durchaus nicht, Baron. Wir haben keine Geheimnisse vor Ihnen. Gehören Sie nicht zur Familie?“

„Das möchte ich wohl!“ versetzte der Belgier melancholisch.

Und das Handgelenk des jungen Mädchens ergreifend, fügte er hinzu:

„Laura, ich bin gezwungen, mit dem nächsten Zug um Viertel auf zehn nach Broug's'l zu fahren... Ich wünsche Ihnen guten Erfolg.“

Laura trug ein rätselhaftes Lächeln zur Schau. Sie murmelte:

„Danke. Auf Wiedersehn!“

Auf dem Korridor schrie der Inspicient:

„Meine Damen, auf die Bühne! . . .“

Auf der Treppe wurden Geräusche von Schritten hörbar. Eine weibliche Stimme flüsterte im Vorübergehn ganz nahe bei Nodier:

„Guten Tag, Herr Nodier!“

„Wer war das?“ fragte Henri, der sich herumdrehte und niemanden sah.

„Diese Gans von Delmas, glaube ich,“ sagte Laura. „Wenn sie kein Lampenfieber hätte, wäre sie wahrscheinlich hierher gekommen und hätte sich an Sie gehängt.“

Das Foyer leerte sich. Bald blieb in dem engen Raum niemand mehr zurück, als van Heyst, Frau Castelan, Laura und Henri.

„Nun, Baron!“ machte Frau Castelan. „Eilen Sie sich, Sie versäumen sonst Ihren Zug.“

Folgsam erwiderte er:

„Sie haben recht. Auf frohes Wiedersehn, Madame. Laura, meine liebe, kleine Frau, wollen Sie mir nicht Lebewohl sagen?“

Mit sehr wenig Liebenswürdigkeit hielt sie ihm die Stirn hin; aber als sie Henris Blick auf sich ruhen fühlte, neigte sie den Kopf, und der Kuß streifte nur ihr Haar.

Der Belgier entfernte sich in Paradehaltung. Man hörte seinen schweren Tritt den Korridor bearbeiten, dann die Künstlertreppe hinabhallen. Eine Thür öffnete und schloß sich wieder.

Frau Castelan machte einen Luftsprung, den sie mit einer übermütigem Geste begleitete, die sagte: Gott sei Dank, daß du fort bist. Und dabei sang sie:

„Gute Reise, Herr Dumollet!“ . . .

„Ach, Madame,“ meinte Henri, „dieser arme Baron!“

Laura ließ sich auf ein Polster nieder:

„Nun, war das heut' langweilig! . . .“

Ihre Mutter fing das Wort auf:

„Heute? . . . Ist es vielleicht jemals anders? Du hast nur die Gewohnheit verloren, das ist alles . . . Und sich zu sagen, daß er so dreimal in der Woche kommt! . . .“

Der Regisseur erschien an der Thüre:

„Fräulein Castellani . . . die Reihe ist an Ihnen, wenn ich bitten darf.“

Sie erhob sich, schlug auf dem Klavier ein paar Noten an, probierte dabei ihre Stimme, warf ihr rotes Chenilletuch auf einen Stuhl und verließ das Foyer in Begleitung ihrer Mutter.

Henri verweilte noch einige Minuten. Jetzt,

wo er allein war, that ihm die Enge und die schmutzige öde Physiognomie des kleinen Raumes weh. Er stand nun seinerseits auf und ging auf die Bühne. Aus einem dunkeln Winkel des Hintergrundes vernahm man Flüstern. Er lauschte hin.

„Ich bitte Sie," sagte eine zitterige Stimme, „ich bitte Sie, Kleine . . ., sagen Sie mir wann, . . . entscheiden Sie sich. Wir reisen irgend einen Abend ab . . ., wie heute . . . Zwei Schritte von hier bis zum Bahnhof; die Grenze ist zwölf Kilometer entfernt."

„Oh," erwiderte Gigi, ohne ihre Stimme besonders zu dämpfen, „Sie brauchen nicht so geheimnisvoll zu sein . . . Ich bin über dreizehn Jahre, wissen Sie, und Mama wird keine Gendarme allarmieren . . . Bloß, sagen Sie mir, wenn wir zusammen sind, was thun wir dann?"

Der alte Kerl murmelte einige unverständliche Worte. Gigi unterbrach ihn kichernd.

„Aber nein . . ., ich weiß es nicht . . ., ich weiß es wirklich nicht, ich versichre Sie."

Von der andern Seite des Vorhangs vernahm man Lauras Stimme:

„Ich gäb' was drum, wenn ich nur wüßt',
Wer heut der Herr gewesen ist."

Henri ging nach dem Hintergrund; zwischen zwei Couliſſen gewahrte er die Silhouette Gretchens am Spinnrad:

„Es war ein König in Thule“ . . .

Die Romanze entwickelte ihre gotiſche Melodie, die mit unendlicher Kunſt von der Sängerin vorgetragen wurde. „Woher nimmt ſie dieſe Intuition der zarteſten Gefühle?“ dachte Henri. „Denn ſie iſt doch weder ſehr geiſtreich, noch ſehr leidenſchaftlich. Sie iſt eben Künſtlerin . . ., ſie hat das Talent dazu. Wie ſchade wäre es, wenn eine ſolche Frau dieſe Auſter von van Heyſt heiratete!“

Und er gelobte ſich, es zu verhindern.

Die Romanze wurde da capo geſungen; nach dem „Schmucklied“ fielen zwei Bouquets zu Gretchens Füßen nieder.

In dieſem Moment erhob Lauras Couſin die Augen und bemerkte auf der Gartenſeite ſich gegenüber ein Geſicht, das ihm zulächelte. Es war Jeanne Delmas, die mit kecker Anmut in ihrer Maske als Siebel auf einem Stuhl ſaß.

Er erwiderte ihr Lächeln, froh, ſie da zu finden. Sie gehörte ja auch zu ſeiner Vergangenheit, ſie war in die erſte Epiſode ſeiner Liebe verſtrickt. Er

wußte ihr Dank dafür, daß sie wegen seiner früheren Geringschätzung keinen Groll gegen ihn hegte.

„Wie naiv hat sie mich damals finden müssen!“ dachte er.

Aber Laura trat in die Coulisse und stieg für die Schlußscene auf einen Fußschemel. Er näherte sich ihr und faßte ihre Hand.

„Noch einmal bravo!“ flüsterte er.

Er küßte diese Hand und behielt von dem Kusse einen frischen Hauch von cold-cream und vegetabilischem Weiß auf den Lippen zurück, das er mit seiner Zungenspitze abschlürfte und der verliebten Leidenschaft eines jungen Mannes, der noch nicht in den Besitz der Angebeteten gelangt ist.

Nach dem Lied am Fenster senkte sich der Vorhang unter Bravostürmen. Laura wurde zweimal hervorgerufen. Als ihre Mutter sie im Foyer in Empfang nahm, küßte sie sie. Die Abonnenten, die Journalisten strömten auf die Bühne.

„Fräulein, darf ich mir erlauben? . . .“

„Ich bin Monsieur X . . . von der Theaterkommission; will Fräulein mir erlauben . . .“

Sie lächelte, schüttelte die Hände, ein wenig aufgeregt durch den Triumph und erwiderte naiv:

„Ja, es ging gut . . . Ich fühle, daß es gut war.“

Oder auch:

„Ich glaube nicht, daß man die Margarete in Lille beſſer geſungen hat! nicht wahr, mein Herr?“

„Nun, Laura, geh' geſchwind hinauf, dich umziehn,“ ſagte Frau Caſtelan, „jetzt handelt es ſich darum, deine Entrees nicht zu verfehlen.“

Laura verließ das Foyer und teilte die Gruppe der Abonnenten, Journaliſten und Schauſpieler. Am Treppenabſatz drehte ſie ſich um und lächelte ihrer Mutter und Henri, die unten geblieben waren, zu.

Als ſie verſchwunden war, ſagte Frau Caſtelan:

„Kommen Sie mal ein bischen her, Henri, ich hab' mit Ihnen zu reden.“

Sie führte den Ingenieur in dieſelbe dunkle Ecke, wo Gigi ſoeben mit ihrem „Alten“ geplaudert hatte.

„Ich bin ſehr froh,“ ſagte ſie haſtig. „Der Saal iſt geſtopft voll, die Kritik der Preſſe wird gut ausfallen. Alles geht gut . . . Was denken Sie nach dem Theater zu thun?“

„Was zu thun? . . . irgend einen Zug zu nehmen und nach Arras zurückzufahren.“

„Ich frage nur... weil ich mich unwohl fühle . . . ich habe Nervenſchmerzen, Zahnweh . . . ich kann

nicht länger hier bleiben: Ich will zu Bett gehn. Würden Sie Laura nach Hause bringen?"

Bei diesen Worten machte sich ein leichtes Zittern der Stimme bemerkbar, das trotz der scheinbaren Gleichgültigkeit der Worte, die innere Erregung verriet.

Henri fühlte gleichfalls einen Krampf in der Kehle.

Er stotterte:

„Gewiß . . . Aber . . . Ob Laura damit einverstanden sein wird?"

„Warum nicht? Sind Sie Ihr Vetter, ja oder nein? Es ist nicht das erste Mal, daß ich Laura einem Freund anvertraue. Van Heyst hat sie verschiedene Mal in Brüssel nach Haus begleitet, sein Freund Matador in Bordeaux . . . Übrigens werde ich mich während der Engel-Arie auf englisch drücken, und Sie sagen es ihr beim Herunterkommen.

Eine Zeitlang standen sie sich noch gegenüber und betrachteten sich schweigend. Henri fühlte ein seltsames Unbehagen, als ob man ihn mit Nadeln stöche. Frau Castelan gab ihm einen Schlüssel in die Hand.

„Das ist unser Wohnungsschlüssel. Sie können heimkommen, wann Sie wollen. Wenn Laura

noch gerne soupieren möchte, können Sie in das Nachtrestaurant gegenüber dem Theater zu Lhorteur gehn. Sie werden es schon finden, an der Vorderseite sind hohe Glasfenster. Also, auf Wiedersehn und schönen Dank!"

Sie entfernte sich. Henri Nodier blieb wie angewurzelt stehen und drehte den Schlüssel in der Hand herum ... War das wahr, was er da erlebt hatte? Oder träumte er nur? ... Laura ihm für die Nacht ausgeliefert ... Laura mit ihm allein in dem Kabinett eines Restaurants ... Ein Blutstrom drang ihm in die Schläfen. Wenn sie nur einwilligte, mit mir zu soupieren! ... Er erinnerte sich, wie der Champagner sie berauschte, wie er das kleine, ruhige Bürgermädchen in eine schmachtende und verliebte Jungfrau umwandelte ... Mit langsamen Schritten, während die Choristinnen für den Aufmarsch zur Kirchenscene herbeiliefen, erreichte er einen leeren Sitz, der dem diensthabenden Feuerwehrmann gehörte; er nahm darauf Platz und stützte den Kopf in die Hände. Er wollte alles um sich vergessen; er überließ sich einzig und allein dem Gedanken, daß, vielleicht schon in einer Stunde Laura die Seine wäre. Und als es in seinem Gewissen noch einmal zu zucken begann, schlug er

seine letzten Skrupel mit der Kraft seiner Begierden zurück. Er schloß die Augen und träumte, daß er das junge Mädchen in seinen Armen halte, daß er ihre Augen, ihren Mund, ihre weiße Brust küsse; er träumte, daß das Korsett hinabgleite, daß er seine Lippen auf den Battist ihres Hemdes drücke, ... dann die innige Umarmung, die entzückt und schauern macht, dann Ekstase ohnegleichen. Der ganze Vorgang vollzog sich in seiner Vorstellung wie eine seltsame Phantasmagorie: Mitunter schlug Lauras Stimme an sein Ohr und gab seinem Traum eine reale Unterlage.

„Nun, Henri, an was denken Sie?"

Sie stand lächelnd vor ihm. Er erhob sich, nahm sie bei den Händen, führte sie beiseite und bedeckte ihren Arm mit Küssen.

„Aber Henri ... stammelte Sie ... „was haben Sie nur?"

Und er keuchte:

„Laura, Laura, lieben Sie mich, ich flehe Sie an. Ich bin wahnsinnig vor Liebe! Oh! Ziehen Sie Ihren Arm nicht fort ..., ich bete Sie an. Sagen Sie mir, daß Sie mich lieben, Laura, ich beschwöre Sie!"

Sie sah ihn so verstört, so aufrichtig, daß

sie, die ihn gleichfalls liebte, bis ins Innerste davon bewegt war. Sie legte ihre beiden Hände auf seine Schultern, und sie küßten sich im Dunkeln auf den Mund, wobei die geschlossenen Lippen beider lange aufeinander ruhten.

Laura machte sich zuerst los und ging auf die Logentreppe zu. Henri wollte ihr folgen. Aber Gigi hielt ihn beim Vorübergehen zurück.

„Das war gut, gelt?"

„Was?" staminelte er. . . .

„Das eben hinter dem Vorhang mit Laura? . . . Ei, Cousin Henri, es scheint, daß meine Schwester nun Geschmack daran bekommt . . . Jetzt hören Sie zu . . ."

Sie führte ihn zum Foyer und hieß ihn auf ein Bänkchen am Klavier niedersitzen.

„Mama hat Ihnen das Programm gesagt, nicht wahr? Wir verduften, sie und ich, während Laura im sechsten Akt im Walpurgisbild erscheint . . . Wenn sie uns beim Herunterkommen suchen sollte, sagen Sie nicht, daß wir weggegangen sind . . ., das könnte sie ärgern und ihr die Engel-Arie verderben . . ."

„Schön," erwiderte Henri, „es wird mir ein Leichtes sein, ihr die Wahrheit eine Zeitlang zu verschweigen; aber schließlich werde ich ihr doch erklären müssen . . ."

„Richten Sie das so ein, daß sie nichts vor Ende der Vorstellung entdeckt. Wenn meine Schwester die Bühne verläßt und in ihre Loge hinaufgeht, um sich die Schminke abzuwaschen, sagen Sie ihr die Sache heimlich ins Ohr. Sie wird ein schiefes Mäulchen machen, auch ein bischen schreien oder weinen, . . . der Form wegen; aber da sie doch nicht im Theater schlafen kann, wird sie sich schließlich beruhigen und Sie werden sie nach Haus bringen . . . wie, das müssen Sie wissen!"

. . .Indem sie das sagte, bohrte sie ihren dreist ironischen und schamlosen Blick in die Augen des jungen Mannes. . . .

Henri hielt diesen Blick aus, ohne etwas zu erwidern. In diesem Augenblick sah man Laura im weißen Kleid mit einem Strick umgürtet, die Haare im Rücken aufgelöst mit weißgefärbtem Gesicht, das die Kerkerblässe vorstellte, auf der Schwelle des Foyers. Der Inspicient rief die darstellenden Personen des letzten Bildes auf.

Frau Castelans Stimme ertönte:

„Gigi!"

Die Kleine tauchte von ihrem Bänkchen in die Höhe, und ehe sie sich von Henri trennte, flüsterte sie ihm noch die Worte zu:

„Viel Glück, Couſin Henri. Vergeſſen Sie den Champagner nicht!“

Die Kerkerſcene hatte begonnen, Laura ſang:

„Ach, er iſt's, er hat mich genannt,
Ich hab' des Freundes Stimme erkannt.“

Henri blieb unbeweglich und richtete ſeine zerſtreuten Blicke auf den Fußboden, auf das Klavier, auf die Wände. Jede Minute, die ihn der entſcheidenden Stunde näher brachte, nahm ihm Einiges von ſeiner Feſtigkeit. Er erinnerte ſich ſeiner jugendlichen Gelübde, als Laura, damals noch Schülerin, in den „Vendanges du Médoc“ das Lied aus den „Jahreszeiten“ geſungen hatte. Damals hatte er geträumt, daß er, wenn ſie einmal eine gefeierte Sängerin wäre, von ihr geliebt würde; er hatte geträumt, daß er ſie von der Bühne in ſeinen Armen eiferſüchtig hinwegtragen wollte, und daß ſie ihm ganz und gar gehören würde. Nun war durch eine ſeltſame Laune der Verhältniſſe dieſer Traum ſeiner Verwirklichung nahe. Zur Stunde, nach dem Aktſchluß, ſollte er Laura hinwegführen und ganz allein mit ihr ſein. Wenn er dieſen weiblichen Willen, deſſen Unentſchiedenheit und Schwäche er kannte, zu beherrſchen verſtand, würde ſich Laura ihm ergeben; ſie würde ſeine Geliebte werden in

dem kleinen Salon eines Nachtrestaurants, das heißt, in jenem Rahmen der Vergoldungen, der Lichter, der Spiegel und der Festivitäten, die zu der abenteuerlichen Welt des Theaters gehören. Jawohl, der Jugendtraum verwirklichte sich; aber im Augenblick seiner Verwirklichung empfand der junge Mann Furcht; er hätte beinahe gewünscht, das Schicksal seiner Liebe nicht in Händen zu haben.

Jenseits des inneren Bühnenvorhangs, durch die Entfernung abgeschwächt, hörte man Lauras Stimme das Gebet intonieren:

„Engel-Chor! Himmlische Schar,
Meine Seele gnädig bewahr'!
O Gott, schenk mir Erbarmen!"

Und bei jeder Wiederholung des Gebets wurde ihre Stimme schwärmerischer, bis sie zu den Grenzen ihrer Ausdrucksfähigkeit gelangte, zu diesen außergewöhnlichen und erschütternden Tönen, die das Ohr beinahe schmerzlich berühren. Henri zauderte, mit aufgewühltem Herzen und wußte nicht mehr, wozu sich entschließen. Als Gretchen sich auf das Stroh ihres Kerkers warf und in die Schlußworte ausbrach:

„Heinrich! Mir graut vor dir!"

zog er einen kindlichen Vergleich zwischen Fausts

Namen und seinem eignen. Die Grausamkeit der Handlung, zu deren Mitschuldigen er sich machte, stieg vor ihm auf und entsetzte ihn. Er reckte sich gegen sein Verlangen auf:

„Nein, ich werde es nicht thun," dachte er ... „Ich werde Laura ganz einfach nach Haus bringen."

Dann kam ihm sogleich die Leere, die Enttäuschung, die egoistische Reue in den Sinn, die eine derartige Enthaltsamkeit in ihm zurücklassen würde.

„Ach zum Teufel! Komme, was da will! ..."

Der Vorhang fiel unter Beifallklatschen, Bravos und Hervorrufen. Der Schwarm der Statisten wälzte sich nach den Treppen. Die Prosceniumslampen auf der Bühne erloschen. Henri, der in dem kleinen roten Gemach noch immer allein war, sah durch die große offene Thür seine Cousine die Treppen herauf kommen, ihr weißes Kleid mit der einen Hand in die Höhe haltend. Drei Herren in reiferem Alter eilten auf das Foyer zu, wo sie ihre Maitressen erwarteten.

„Mein Gott! Was wird geschehen?" dachte Henri.

Die Theaterräume boten das Bild einer eiligen Flucht. Die Bühne war schon ganz dunkel; ein

Junge löschte ohne große Umstände die Lichter des Foyers aus und Henri, aus seinem Asyl vertrieben, mußte mit den drei Herren auf dem Korridor auf und ab gehn. Bald kamen die Choristinnen aus dem Ankleidezimmer herab, in schmutzige, wasserdichte Mäntel gehüllt, mit unglaublichen Hüten auf den Köpfen, abscheulich anzusehn. Einige waren allein, die meisten am Arm eines Gatten oder Liebhabers, der, wie sie, am Theater beschäftigt war. Sie erfüllten den Korridor und die Treppe mit einem Armeleutegeruch ungewaschener Körper, die sich gewohnheitsmäßig mit ranzigem cold-cream zu beschmieren und mit von Ungeziefer starrenden Gewändern zu bekleiden haben. Hierauf erschienen die Sängerinnen, die längere Zeit zum Abschminken gebrauchten; zuerst „Frau Martha", eine starke Person mit bourgeoisen Manieren und dem rosigen und ausgeruhten Gesicht einer Betschwester, dann „Siebel", niedlich gekleidet, mit einer winzigen Toque und Federboa. Sie warf nur einen ganz flüchtigen Blick des Einverständnisses auf Henri, — denn Renaud, der unvermeidliche Juwelier Renaud war da — er war einer der drei Personen, welche warteten. Und das war alles . . . Der Korridor wurde wieder leer, — leer die Treppe. Nur der

letzte Theaterdiener wartete verschlafen auf seinem Schemel.

„Sie bleibt lange," dachte Henri, von Angst gequält. . . . . .

Sich öffnende und wieder schließende Thüren hallten aus der oberen Etage wieder; man vernahm die Geräusche deutlich in der großen Stille. Lauras Stimme wechselte mit der einer andern Frau ab.

„Also um zwei Uhr bei Ihnen, Fräulein?"

„Ja. Die Schneiderin bringt das Kostüm um viertel nach zwei. Ich will, daß Sie bei der Anprobe dabei sind."

„Recht, Fräulein."

„Bringen Sie mein Ankleidezimmer ein bischen in Ordnung, nicht wahr? Ich verspäte mich schon. Mama wartet. Auf morgen!"

„Auf morgen, Fräulein."

Die Schritte kamen näher und erreichten die Treppe. Laura erschien in einen Mantel gehüllt, den Kopf in einem seidnen schwarzen Spitzentuch, mit einer Miene, als ob es sie friere. Sie betastete mit den Fußspitzen die Stufen, aus Furcht, in dem Halbdunkel zu stolpern.

Als sie Henri bemerkte, lächelte sie.

„Sieh mal, Sie sind noch da, Henri? Sie soupieren also mit uns?“

Er stammelte:

„. . . Laura, ich . . . ich . . . Frau Castelan hat mich beauftragt, Sie nach Hause zu führen. Sie fühlte sich nicht ganz wohl.“

Laura blieb stehn, ihre Stirn bewölkte sich.

„Wie? Mutter ist weggegangen?“

„Ja, sie hatte Migräne.“

„Und Gigi?“

„Gigi ist mitgegangen.“

Die Sängerin war einen Augenblick wie erstarrt. Dann lösten sich ihre Züge, und ein Strom von Thränen entquoll ihren Augen.

„O!“ rief sie, mit dem Fuß aufstampfend . . . „Diese Elenden, alle beide! Es ist eine Niederträchtigkeit, die sie da machen! Und Sie, Henri, ich hätte Sie nicht für fähig gehalten, daß Sie sich zu solch' unsaubern Geschichten hergeben. Wenn Sie sich einbilden, daß Sie mich auf diese Weise haben werden, dann irren Sie sich gewaltig.“

Henri, von Reue gequält, ergriff Lauras Hand, die sie ihm vergebens zu entreißen suchte.

„Laura, ich schwöre Ihnen, daß ich nichts dafür kann. All das hat sich hinter meinem Rücken ab-

gespielt und ohne mich. Man hat mich nicht befragt. Man hat mir einen Schlüssel in die Hand gedrückt und mir gesagt: ‚Bringen Sie Laura nach Hause.‘ Hätte ich refüsieren sollen?“

„Sie hätten mich vorher benachrichtigen sollen. Ich hätte sie schon bleiben heißen, das können Sie mir glauben!“

„Aber schließlich verstehe ich Ihren Zorn nicht recht, Laura,“ versetzte Henri, der schon fühlte, wie die Hand seiner Cousine in der seinen schlaffer wurde.... „Was ist denn dabei, daß ich Sie nach Haus bringe? Ich bin Ihr Vetter und Sie wohnen zwei Schritte von hier. Glauben Sie, ich werde die Situation mißbrauchen? Sie sind wirklich nicht vernünftig.“

Laura schüttelte den Kopf. Sie trocknete sich die Augen, schlug das Tuch übers Gesicht zurück und sagte:

„Nun gut! Gehen wir und beeilen wir uns!“

Sie ging ihrem Vetter auf der Treppe voran. Hinter ihnen löschte der Bühnendiener die letzte Lampe aus. Die Concierge trat im Nachthemd auf die Schwelle ihrer Loge, um nachzusehn, wer noch so spät wegginge, dann zog sie an der Schnur.

Das Hausthor flog weit auf, von einem feuchten

Stoßwind getrieben, der die Wangen und die Kleider der jungen Leute naß peitschte.

„Ach, es regnet!“ machte Laura, „haben Sie einen Schirm, Henri?“

„Nein, ich habe dummerweise nur einen Stock mitgenommen. Wenn wir aber die Concierge um einen Schirm bäten?“

„Sie hat sich wieder gelegt, das nähme zu viel Zeit in Anspruch . . . Wir haben noch keine fünf Minuten Weg. Gehen wir nur. Um so schlimmer, wenn wir naß werden.“

Sie schritten Arm in Arm Es war ganz öde ringsum, auf der Hinterseite des Theaters, auf dem kleinen länglichen Platz, der mit alten Häusern eingefaßt war. Das holperige Pflaster schillerte im Regen; die Gasflammen tanzten in den Laternen.

Als sie um die Ecke längs der Seitenfront abbogen, wo sich ein Schutzdach befand, wurde der Regen schlimmer und prasselte gegen die Glasscheiben, so daß sie sich fest an die Mauer drücken mußten.

„Teufel!“ sagte der junge Mann. „Das kann gut werden!“

„Warten wir einen Augenblick hier, wo wir

geschützt sind," sagte Laura, ihren Arm aus dem des Ingenieurs befreiend.

Vor ihnen lag eine Straße des alten Lille mit ihren triefenden Giebeln. Alles war verschlossen und düster, außer einem Erdgeschoß, dessen große bunte Fenster ein Nachtrestaurant bezeichneten. Henri las auf einem Transparent den Namen: LHORTEUR.

„Cousine Laura," sagte er bescheiden, „sind Sie noch immer bös auf mich?"

„Sprechen wir nicht mehr davon," sagte Laura, ihren Kopf abwendend.

Er wurde dringender:

„Laura, sagen Sie mir, daß Sie mir verziehen haben . . . Und zum Beweis dafür, thun Sie mir einen Gefallen."

„Was für einen?" fragte sie zerstreut.

„Es ist absurd, es ist für Ihre Gesundheit und besonders für Ihre Stimme von größter Gefahr, sich einem solchen Wetter auszusetzen, einem solchen Sturm, der einem durch Mark und Bein geht, und einem solchen Regen, der einen durchnäßt. Sie riskieren, sich dabei eine Heiserkeit zu holen und übermorgen nicht singen zu können. Nach Ihrem Erfolg von heute wäre das höchst unklug."

„Was ist da zu machen?" sagte Laura, von den

Worten Ihres Cousins ein wenig erschreckt. „Wollen wir versuchen, bis zur Rue Neuve zu laufen?“

„Nein, das ist unmöglich, Sehen Sie nur . . ., der Regen wird immer stärker. Wir müssen unbedingt hinüber zu Lhorteur gehn. Wir werden jemand nach einem Wagen auf die Grand' Place schicken, und während der Zeit werden Sie etwas Warmes essen.“

„Ich mag nicht ins Restaurant gehn,“ entgegnete Laura trocken.

Aber in demselben Augenblick wurde sie von einem Hustenanfall geschüttelt, und ein Kälteschauer machte unwillkürlich, daß sie sich gegen Henri drückte. Der Regen klatschte wütend herunieder.

„Laura,“ versetzte Henri mit Festigkeit, „das ist alles ganz gut, aber in diesem Augenblick bin ich für Sie verantwortlich, und ich ersuche Sie dringend, sogleich ins Restaurant zu gehn. Wenn Sie mir kein Vertrauen schenken — was ich wahrhaftig nicht um Sie verdient habe — so werde ich Sie allein lassen und selbst den Fiaker holen. Nehmen Sie meinen Arm.“

Die Würde und die Aufrichtigkeit dieser Worte, verbunden mit der wirklichen Furcht vor Gefahr, bestimmten Lauras Entschluß.

„Gut," sagte sie. „Gehen wir schnell."

Sie überschritten die Straße, von diesem kurzen Weg bis auf die Haut durchnäßt und retteten sich in den Flur des Restaurants. Ein Kellner beeilte sich, ihnen entgegenzukommen.

„Bitte hierher, Madame, Monsieur."

Und die Serviette über dem Arm ging er ihnen voran. Sie folgten ihm aufs Gratewohl, vom Wasser geblendet, das über ihr Gesicht herabrieselte.

Sie gelangten in ein viereckiges Gemach, das mit einem gedeckten Tisch, einem Sofa, zwei Stühlen und einem Spiegel möbliert war. Ein gutes Coaksfeuer rötete den Kamin; als das Gaslicht in die Höhe geschraubt wurde, setzte sich Laura verlegen dem Spiegel gegenüber, Henri und dem Kellner den Rücken zugekehrt. Henri bestellte kurz, ohne auf die Karte zu sehn, was man ihm vorschlug:

„Eine recht heiße Bouillon, Austern, ein kaltes Rebhuhn, einen Krautsalat und Champagner. Schnell!"

Er ließ den Kellner hinausgehn. Laura drehte sich um und sagte:

„Was haben Sie da gemacht? Bilden Sie sich ein, daß ich hier soupieren werde?"

Henri sah ihr voll ins Gesicht.

„Laura, ich bitte Sie, nur keine Kindereien. Man möchte glauben, Sie hätten noch niemals in einem Restaurant soupiert. Ich hab' eine Bouillon für Sie bestellt, das ist alles."

Sie antwortete:

„Ich nehme gern eine Bouillon, aber sonst nichts, und Sie werden vernünftig sein."

„Sehr vernünftig," erwiderte der junge Mann, indem er das Ende ihrer behandschuhten Hand küßte, die sie auf die Kaminplatte lehnte. „Lassen Sie mich Ihnen nun helfen, alle diese nassen Sachen abzulegen, die man trocknen muß."

Behende knüpfte er das Tuch auf, das er ihr, ohne ein Haar in Unordnung zu bringen, abnahm; dann löste er ihr den Haken des Mantels. Laura ließ es, halb schmollend, halb lächelnd geschehn.

Nachdem er Tuch und Mantel weggelegt hatte, kam er wieder zu ihr. Er sprach ganz dicht an ihrem Ohr:

„Nun, liebe Freundin, werden Sie mir doch erlauben, heute abend Ihr Wirt sein zu dürfen . . . Wahrscheinlich wird es das erste und letzte Mal sein, und ich werde nichts nehmen, als was Sie mir geben. Aber seien Sie lieb, Laura. Sie wissen

doch, wie ich Sie liebe. Da dürfen Sie mir keinen Schmerz bereiten."

Laura entgegnete nichts, noch immer an den Kamin gelehnt, mit einem Stiefel am Feuer. Eine angenehme Wärme durchdrang sie; sie fühlte sich zur Milde und zum Lachen gestimmt.

Henri drängte:

„Laura, Cousine Laura, antworten Sie mir!"

Er legte seinen Mund auf den Stoff ihres Kleides, auf die Falte am Ärmel und sog den Duft ihres Körpers durch das Gewebe ein.

Sie rückte ein wenig zur Seite.

„Hören Sie auf, Henri," sagte sie. „Da sehn Sie, wie Sie nicht vernünftig sind, und wie recht ich habe, wenn ich nicht mit Ihnen hier bleiben will."

Henri setzte sich auf einen der beiden Stühle vor dem Tische.

„Laura, solang' das Souper dauern wird, verspreche ich Ihnen, mich nicht von diesem Stuhl zu rühren, als bis Sie es erlauben."

Sie drehte sich um und sah ihn unbeweglich vor seinem Couvert sitzen mit gekreuzten Armen, in Büßerstellung. Sie fing an zu lachen.

„Was für ein Kind Sie sind! Nun, ich will Ihnen glauben und die Probe machen. Aber bei

der ersten Ungezogenheit, wissen Sie, ziehe ich entweder die Schelle oder gehe weg."

„Einverstanden," erwiderte Henri und nahm seine Serviette auseinander.

Der Kellner kam wieder mit den geöffneten Austern und dem Champagner. Laura bemerkte die rotbehalste Flasche.

„Henri," sagte sie, „Sie wissen doch, daß ich keinen Champagner trinke."

„Nein, das wußte ich nicht," erwiderte der junge Mann scheinheilig. „Kellner, bringen Sie eine Flasche Chablis für Madame. Entkorken Sie den Champagner aber trotzdem; denn ich trinke davon."

Als sie wieder allein waren, blieben sie eine Zeitlang schweigend, beschäftigt, die grünlichen Muscheltiere mit Citrone zu beträufeln, sie mit der Metallgabel auszuschälen und das fleischige Mark zu schlürfen. Laura, die wieder beruhigt und besänftigt war, machte die Honneurs beim Souper. Henri hatte im Gegensatz zu ihr keinen Hunger, auch nicht den geringsten Hunger: Nichts ist so appetitraubend als der Gedanke an die Freuden der Liebe. Das tête-à-tête, zu dem er auf so leichte Weise gekommen war, erstaunte und erschreckte ihn beinahe. Er faßte den Gedanken: „Man muß gleich etwas

wagen und einen Versuch machen.“ Und er sah Laura mit einer Mischung von Verlangen und Mitleid an. Sie war bleich wie alle Schauspielerinnen nach einem Bühnenabend, ihr kastanienbraunes Haar war nachlässig aufgesteckt und hing über den Nacken, ein paar vergessene Knöpfe ließen ihr Mieder oben halb geöffnet. Er hatte Lust, aufzustehn, seinen Mund auf den Busen des jungen Mädchens zu drücken und sie wegen seiner bösen Wünsche, wegen der verderbten Pläne gegen ihr Glück und ihre Keuschheit um Verzeihung zu bitten. Er hatte Lust, ihr zu sagen: „Nehmen Sie sich in acht, bleiben Sie nicht da ... Sie sind in Gefahr.“ „Arme Kleine,“ dachte er seufzend, „wie schlecht ist es von mir, ihr Vertrauen und ihre Zuneigung zu mißbrauchen.“

„Was haben Sie, Henri?“ fragte die Sängerin. „Sie sagen nichts?“

Henri schüttelte seine Träumereien von sich ab.

„Ich liebe Sie,“ sagte er. „Verzeihen Sie mir, wenn ich keine frohen Worte finde. Ich kann nicht unterhaltend sein, wenn mein Herz schwer ist.“

„Wie komisch das ist!“ sagte Laura, indem sie sich zu lachen bemühte. „Ich dachte mir immer, daß einen die Liebe liebenswürdig, nett und zufrieden mache.“

„Dann verstehen wir die Liebe nicht auf dieselbe Art, Cousine Laura. Gott hat Ihnen ein ruhiges, kleines Herz beschert, das so kalt wie dieses Eis da ist" — er berührte mit seiner Gabel den Champagnerkühler — „ein Herz, das durch nichts schneller oder stärker bewegt wird. Aber ich, — ich hab' mir gut Vernunft predigen —, was mich am meisten aufregt, ist die Liebe."

„Die Liebe zu der Erstbesten, zu allen Frauen, nicht wahr?" sagte Laura, indem sie ihr Glas austrank und es leer wieder auf den Tisch stellte.

Henri goß ihr Champagner ein und antwortete dabei:

„Warum sagen Sie mir das? Wie mir scheint, habe ich das nicht verdient."

„Bah!" machte das junge Mädchen, „alle Männer sind gleich. Sie lieben uns, solange sie bei uns sind, und wenn sie fort sind, lieben sie eine andre."

„Haben sie das Recht, so zu reden, Laura?" rief der junge Mann aus. „Fragen Sie sich selbst, wer vergeßlicher und launischer ist von uns beiden! Kaum sind vierzehn Tage vergangen, seit wir in Annecy beisammen waren; urteilen Sie selbst; wer, der uns hier wie Kameraden beisammen sähe, in re-

spektvoller Entfernung voneinander, mit dem Verbot für mich, auch nur eine Bewegung zu machen oder ein zärtliches Wort auszusprechen — würde es glauben, daß ich Sie vor vierzehn Tagen halbnackt an mein Herz gedrückt habe, daß, wenn nicht eine Laune des Zufalls dazwischen gekommen wäre, ich heute . . ."

Laura unterbrach ihn, ganz rot geworden:

„Henri, ich bitte Sie, sprechen Sie nicht davon . . . Oder ich gehe weg!"

Der Kellner trat mit dem Rebhuhn ein, das auf einer Unterlage von geröstetem Brot serviert wurde. Laura, um ihre Röte zu verbergen, leerte ihr Glas auf einen Zug.

„Lassen Sie nur," sagte Henri, „ich werde tranchieren."

„Sie haben mir Champagner eingeschenkt, Henri," sagte die Sängerin in vorwurfsvollem Ton.

Er entgegnete:

„Ich bitte Sie um Verzeihung, ich habe mich geirrt."

Und sofort goß er einige Tropfen Chablis in das Glas seiner Cousine.

„Ja," fuhr er fort, indem er auf geschickte Art das Huhn zerlegte, „Frauenherzen sind rätselhaft. Welche Gefühle Sie für mich empfinden, ich weis

es nicht . . . Ist es Freundschaft, Mitleid, ein bischen physische Hingezogenheit? . . . Sie selbst wären in großer Verlegenheit, dies zu sagen. Das einzige, dessen ich sicher bin, ist, daß es ein paar Augenblicke in Ihrem Leben gegeben hat, in denen Sie mich durch, Gott weiß welches Zusammentreffen von Umständen, wirklich geliebt haben; ich kann drei solche Augenblicke anführen."

„Welche?" fragte Laura.

„Den Abend in den ‚Vendanges du Médoc', den Morgen, wo ich Annecy verlassen habe (die Minute, an die ich Sie nicht erinnern soll) — und schließlich den Augenblick von vorhin, auf der Bühne, wo Sie mich Ihren Mund küssen ließen . . . Hab' ich recht?"

Laura antwortete ernsthaft:

„Ja, Sie haben recht."

Sie hatte jetzt selbst keinen Hunger mehr, — von den Erinnerungen, die Henri in ihr erweckte, aufgeregt und von der Suggestion der Liebe allmählich erfaßt. Sie legte ihre Gabel neben den Teller und sagte abermals jene Phrase, die ihr stets in den Sinn kam, wenn sie das Benehmen gegen ihren Cousin rechtfertigen wollte:

„Man kann im Leben nicht immer thun, was man will, Henri; ich weiß wohl, daß das nicht lustig ist."

„Nein," sagte der junge Mann. „Manchmal ist es sogar so traurig, daß man weinen oder dem allen lieber ein Ende machen möchte."

Sie fuhren scheinbar fort zu essen, ohne etwas zu reden, ohne sich anzusehn, alle beide von der grausamen Gewißheit durchdrungen, daß sie sich niemals so angehören würden, wie sie gewünscht hätten. Henri goß diesmal wirklich in der Zerstreutheit Champagner in das Glas seiner Cousine, und sie tranken ohne zu wissen, was.

Laura streckte ihm die Hand über das Tischtuch entgegen.

„Wenn ich Ihnen zuweilen wehe thu'," sagte sie, „so seien Sie mir deshalb nicht böse. Ich wünsche so aufrichtig, Sie glücklich machen zu können."

„Ich weiß es," versetzte Henri, die Finger der Sängerin umspannend. „Ich weiß es und ich liebe Sie."

Beider Stimmen wurden schwer von Thränen, und ihre Augen suchten und liebkosten sich aus der Entfernung. Wie ein Windstoß war es reinigend über ihre Seelen gefahren und hatte ihnen die Luft geraubt, von etwas anderem, als von ihrer Liebe zu reden. Beide umfing die dunkele Erwartung, daß

irgend eine geheime Kraft ſie nun zu einander treiben würde.

„Laura,“ ſtammelte Henri, „ich habe Ihnen verſprochen, vernünftig zu ſein. Ich will mein Verſprechen nicht zurücknehmen. Aber erlauben Sie mir, mich Ihnen ein wenig nähern zu dürfen?“

Sie war gerührt von ſeiner artigen Bitte, von ſeinem demütigen Blick und ſeinen demütigen Worten. Sie faßte ihn bei der Hand.

„Kommen Sie!“

Er ſtand auf, ſchob den Riegel vor die Thür und kniete auf dem Teppich zu Füßen ſeiner Couſine nieder, die ihren Stuhl ein wenig zurückgeſchoben hatte. Er grub ſein Geſicht in die Falten ihres Kleids zwiſchen die Kniee. Eine Hand Lauras blieb unter ſeinem Munde gefangen. Er bedeckte dieſe kleine Hand mit allerhand tollen Küſſen, während die andere Hand des jungen Mädchens ihm zärtlich über die Haare, den Hals und die Stirn ſtrich. Dann fühlte er, wie ſie ſich neigte und ihren Kopf gegen den ſeinen lehnte; in dieſer Stellung verblieben ſie, die Herzen nahe, von einer unendlichen Zärtlichkeit erfüllt, in die ſich, ohne daß ſie wußten, warum eine Anwandlung von Traurigkeit miſchte . . . Laura hob ſanft den Kopf ihres Freundes in

die Höhe und ihre Gesichter berührten sich, Wange gegen Wange, während ihre Lippen küßten, was ihnen gerade in den Weg kam, ein Ohrläppchen, die Nackenhaare, den Saum ihrer Kleider. Ach, wie liebten sie einander in dieser Stunde! Wie tief und aufrichtig liebten sie einander und wie kühn und jugendlich vergaßen sie alles ringsum, was nicht ihre Liebe war! Wie vergaß Laura, vor Leidenschaft glühend und gebrochen, das Theater, den Baron, die Gräfin von Flandern und den Hof König Leopolds. Wie vergaß Henri mit wüstem und leerem Hirn die vorzeitig reifen Verführungspläne! Wer von beiden war der Verführer? Wer nahm den andern in jenem Augenblick? Weder der eine noch der andre, denn sie waren bereits nicht mehr zwei; sie waren jene geheimnisvolle Zusammensetzung zweier Wesen, die plötzlich mit demselben Gedanken denken, mit denselben Sinnen leiden und genießen. Sie waren jenes einzige und verhängnisvolle Werk, das die Liebe für eine Zeitlang aus zwei Liebenden schafft.

Ihre Lippen hatten sich gefunden und ihre beiden Körper berührten sich und drangen zu einander, um sich dann in einem Anfall von Ermattung wieder los zu lassen . . . Dann wagten sie nicht mehr,

sich ins Gesicht zu blicken, wie beschämt von der Erregung ihrer Sinne und der Röte, die ihre verwirrten Gesichter verbrannte. Alsdann nahmen sie sich von neuem, und die Vibration ihrer Nerven entriß ihrer Kehle zuweilen einen Schrei, der wie ein Seufzer klang.

Henri stöhnte.

„Kommen Sie, ich beschwöre Sie!"

„Wohin?" fragte Laura mit gebrochener Stimme.

„Auf das Sofa . . ., damit ich Ihnen ganz nahe bin . . ., ganz nahe!"

Sie erwiderte.

„Ach, nein, ich will nicht . . . Mein Freund! Seien wir vernünftig."

Aber er hatte sich erhoben und lehnte den Kopf des jungen Mädchens an seine Brust; unter Küssen sagte er ihr:

„Doch . . . Laura! Kommen Sie! Ich flehe Sie an! . . . Warum vertrauen Sie mir nicht? Ich verlange nichts, nichts von Ihnen, als was Sie mir gern gewähren . . . Ich will Sie in meinen Armen halten und glücklich sein, weiter will ich nichts . . ."

Sie machte mit dem Kopfe ein „Nein", „Nein", aber dennoch gab sie nach; sie stand auf, von Henri geführt, der sie, ohne ihre Lippen loszulassen, zu

dem Sofa geleitete. Sie setzte sich, ihre Augen dem Lichte abgewandt.

„Wie hell es hier ist!“ flüsterte sie, die Hände vor den Augen.

Henri wollte das Licht niedriger schrauben, aber seine Hand zitterte dermaßen, daß er es auslöschte. Das enge Gemach war nur noch von dem roten Wiederschein des Feuers erhellt, das im Kamin erlosch.

Draußen herrschte jene tiefe nächtliche Stille der Provinz, die durch keine Stimme eines Vorübergehenden, durch kein Rollen eines Wagens gestört wird. Das Haus selbst schien in Schlaf versunken.

Sie nahmen sich von neuem, umschlangen sich und preßten sich mit jener überschwänglichen Leidenschaft aneinander, wie wenn die bethörten Seelen sich gegen die Gefangenschaft der Körper auflehnten. Ihre Hände griffen sich, ließen sich wieder los und streiften dann zufällig mit jener instinktiven Bewegung, die Liebenden und Sterbenden eigen ist, ihre Gewänder von sich ab. Laura seufzte: „Henri! . . . Henri! . . . nein, ich will nicht! . . .“ Und er, ihres Widerstrebens, das sich sogleich legte, Herr werdend, sagte nichts als: „Ich liebe dich! . . .

Ich liebe dich! . . ." Die Klagen des jungen Mädchens erstickten eine nach der andern unter seinen Küssen: — „Henri! . . . Henri! . . ." Bald waren diese Klagen nichts mehr als Seufzer, dann ein einziger Schrei, dann Stöhnen unter einem hervorbrechenden Thränenstrom . . .

— — — — — — — — — — —

Er kniete auf dem Teppich zu Lauras Füßen nieder, verbarg sein Gesicht in der Polsterseide des Sofas und flehte:

„Laura, Geliebte . . ., verzeih' mir . . . Ich liebe dich ja! Du weißt ja, wie ich dich anbete."

Er betete sie wirklich an in diesem Augenblick; sein Herz zerfloß vor Mitleid und Schmerz, ihr weh gethan zu haben, und dies Gefühl war noch stärker, als die Reue, sie verführt zu haben.

„Laura, Geliebte! Sprich doch zu mir . . . Ich flehe dich an."

Aber, sie antwortete nicht. Sie wollte weinen, immerzu weinen, ohne etwas zu sagen, ohne an etwas zu denken . . . Er, dessen Blut sich abgekühlt hatte, begann nachzudenken und die Konsequenzen von dem zu ziehn, was er gethan.

„Laura," sagte er, „wir müssen jetzt unbedingt

nach Hause gehn . . . Man wird bei Ihnen unruhig sein; ich bitte Sie, beruhigen Sie sich und machen Sie sich fertig. Wenn meine Gegenwart Ihnen unangenehm ist, gehe ich hinaus."

Er zündete das Gas wieder an, that so, als ob er das arme Kind, das noch immer in der Sofaecke zusammengekauert lag, nicht sähe und verließ den Raum.

Er eilte ins Garderobezimmer des Restaurants, brachte Kleider, Gesicht und Haar wieder in Ordnung und begab sich dann nach der Kasse, wo die Kassiererin über einem Buche schlief. Nachdem er die Rechnung bezahlt hatte, befahl er, einen Wagen zu holen.

Als er wieder in das Gemach trat, hatte Laura ihr Kopftuch wieder umgeschlungen und Handschuhe und Mantel angelegt. Sie stützte sich mit einem Ellbogen auf den Kamin und hielt mechanisch den einen Stiefel an das erloschene Feuer.

Henri näherte sich ihr. Ganz leise, ganz demütig sagte er:

„Laura . . ., wollen Sie mir nicht verzeihen?"

Sie fuhr in die Höhe und wich instinktiv einen Schritt zurück. Henri sah, daß sie immer noch weinte.

In diesem Augenblick erschien der Chasseur auf der Schwelle des Gemaches.

„Der Wagen für Monsieur und Madame ist vorgefahren.“

„Gehn wir!“ murmelte Laura.

Sie war die Erste beim Hinausgehn, von Henri gefolgt, der noch schnell seinen Überzieher anzog. Als sie sich Seite an Seite in dem Fiaker befanden und der schwere Wagen dahinrollte, versuchte der junge Mann noch einmal, das Mädchen, das sich ihm soeben hingegeben hatte, zum Sprechen zu bringen.

Aber sie weinte immerfort, stille und langsam, mit Thränen, die dem feinen stummen Regen draußen glichen, der das Pflaster, die Häuser, die Glasscheiben des Wagens näßte. Sie ließ sich die Hände nehmen und ihre Handschuhe küssen. Nur das Gesicht entzog sie ihm.

Die Fahrt dauerte blos einen Augenblick. Vor dem Castellanschen Hause hielt der Wagen an, das Trottoir streifend.

„Lassen Sie mich zuerst aussteigen,“ sagte Henri. „Ich habe, wie Sie wissen, den Schlüssel.“

Er sprang heraus und öffnete die Thüre. Dann stieg Laura aus.

„Gehen Sie geschwind hinein,“ sagte der junge Mann. „Es regnet. Adieu! . . . Wenn Sie nicht

wollen, daß ich vor Reue und Kummer sterbe, so lassen Sie mich Sie küssen."

Sie hielt ihre Wange im Schleier hin, die Henri bei der Berührung ganz feucht fand.

„Schnell, schnell," sagte sie. „Lassen Sie mich hineingehn."

Die Hausthür fiel zu. Henri bezahlte den Kutscher und ging trotz des feinen Regens zu Fuß nach dem Hotel. Er ging eilig zu Bett und dann prüfte er sein Gewissen. Nicht ohne Überraschung konstatierte er da, daß er gar keine Reue bei dem Gedanken empfand, einem braven Mädchen die Jungfräulichkeit genommen zu haben; im Gegenteil: In seinem Innern ließ sich eine Stimme des Triumphes vernehmen, die sagte: „Liebtest du sie nicht? Hast du sie dir nicht durch einen langen Beweis von Liebe verdient?" Nein, wirklich, er empfand keine Reue. Was er gethan hatte, erschien ihm vollkommen legitim; es war ihm klar, wie der Tag, daß die wahre Liebe ihre Rechtfertigung in sich selber trage. Nur der physische Schmerz, den das junge Mädchen erlitten hatte, regte ihn auf. Er sah wieder das plötzliche Hervorbrechen ihrer Thränen, dann jenes leise Fließen wie aus einem Brunnen, langsam, beständig und unversiegbar, während er

sie nach Hause gebracht hatte. „Armes Kind . . .“ wiederholte er, „arme Kleine. Es ist schrecklich, ihr weh gethan zu haben, da ich sie doch so sehr liebe!...“

„Was wird sich morgen begeben? Wird sie mir verzeihen? Oder wird sie sich weigern, mich wiederzusehn?“

Bei diesem Gedanken schlief er ein. Er schlief einen schweren, dunklen Schlaf, in dem keine Wirklichkeit durchschimmerte. Er schlief von jener Ruhe des Fleisches überwältigt, die in der Jugend alle Ermattungen ausgleicht und unschädlich macht und den entscheidenden Sieg der wohlthätigen Natur gegenüber den Ausschweifungen der Sinne feststellt. Und in diesem Untertauchen unter die alltäglichen Miseren, wie „der große Will“ gesagt hat, vergaß er zehn Stunden lang seine Besorgnis und seine Hoffnung, selbst Laura, die Liebe und das ganze Leben.

III.

Es war Mittag vorüber, als ein Klopfen an der Zimmerthür ihn weckte.

„Herein!“ rief er, seine Gedanken sammelnd, die sich beim Anblick einer ihm fremden Umgebung verwirrt hatten.

Der Hotelbursche erschien mit einem Brief in der Hand.

„Da ist ein Billet, das soeben für den Herrn abgegeben wurde. Man sagte, es hätte Eile; da dachte ich, es wäre besser, den Herrn zu wecken.“

„Ja, es war recht,“ erwiderte Henri. „Wird auf Antwort gewartet?“

„Nein, mein Herr. Der kleine Junge, der den Brief gebracht hat, ist gleich wieder fortgegangen.“

„Gut, danke; gehn Sie jetzt, ich werde Ihnen gleich schellen.“

Der Bursche ging hinaus. Henri erbrach sogleich, ohne das Bett zu verlassen, den Briefumschlag, auf dem er die schwere und mühsame Handschrift seiner Cousine erkannt hatte. Eine außergewöhnliche Erregung trieb ihm das Blut gegen das Herz; einen Augenblick lang war sein Blick so getrübt, daß er nicht lesen konnte.

„Nun," dachte er, die Spannkraft seines Willens zusammennehmend, „bin ich ein Kind oder habe ich Furcht?"

Ja, er hatte Furcht, Furcht, daß dieser Brief ein Brief mit Vorwürfen, ein Abschiedsbrief wäre, Furcht, daß dieses papierne Rechteck das formelle entscheidende Lebewohl von der Frau bringen könnte, die er liebte.

Abermals nahm er den Brief vor, und jetzt, wo er ruhiger geworden, las er:

„Kommen Sie zu mir, Henri. Ich habe Mama alles gesagt, und wir wünschen Sie zu sehn. Kommen Sie schnell. Wir erwarten Sie.

Ihre Freundin

Laura C. . ."

Auf sein Kopfkissen gestützt, den Brief zwischen den Fingern, die Augen ins Weite verloren, dachte Henri nach. Was! Das da, das war der Brief

eines jungen Mädchens, das seiner Jungfraunschaft beraubt war, ein paar Stunden nach dem Verlust dieser Jungfraunschaft. Wie einfach das Leben ist, dachte er. Ein Romanschreiber hätte drei Seiten zu einem solchen Brief voll zärtliche Worte des Vorwurfs und überschwänglicher Liebe gebraucht. Anstatt dessen: „Ich habe Mama alles gesagt . . . Kommen Sie . . . Wir erwarten Sie!“ — Drei Zeilen! . . . So ist das Leben!

Schnell kleidete er sich an. Mit halber Stimme sprach er zu sich:

Was wird aus dieser Begegnung entstehen? Der Brief ist gleichgültig, weder kalt, noch erzürnt . . . Ein leiser, ganz leiser Anflug von Zärtlichkeit in den Worten: „Ihre Freundin . . .“ Sollte sie verlangen, daß ich sie heirate?

Er blieb bei dieser Hypothese, die anscheinend durch die Kürze des Briefs, durch den vollkommenen Mangel an Vorwürfen, durch die Anspielung auf Frau Castelan genügend begründet schien . . . „Und wenn dem so ist,“ dachte er, „was werde ich thun?“ Er zögerte nicht lang. „Ich werde einverstanden sein . . . Etwas anderes wäre mir allerdings lieber gewesen, aber, ich bin einverstanden . . . Wer A sagt, muß auch B sagen. Nur eins: Kein Theater, noch die Familie!“

Ein unbestimmtes Bedauern stimmte ihn traurig, eine unerklärliche Furcht, seiner Zukunft mit einem Mal den Weg versperrt und ihr die Füße gefesselt zu haben. Um sich Mut einzuflößen, sagte er sich: Brauche ich mich übrigens zu beklagen? Eine hübsche Frau, die ich liebe, die mich liebt und die vollkommen ehrbar ist? Sie stammt zwar von tief unten, aber bin ich denn vielleicht ein Patricier?

Das Andenken an die unauslöschlichen Minuten des Besitzes stieg in ihm auf.

„Ach, bei Gott!“ rief er ganz laut aus. „Ich würde es wieder thun. Es giebt nichts Wahreres, nichts Besseres als das auf der Welt!“

Endlich ging er fort, genügend entschlossen und mit gewappnetem Herzen. In zehn Minuten hatte er die Rue Neuve erreicht.

„Das ist einer der schwersten Augenblicke meines Daseins,“ dachte er, als er an der Thür der Castelans schellte.

Frau Castelan öffnete ihm. Die Dunkelheit auf dem Vorflur war so groß, daß keiner das Gesicht des andern sah.

„Sie sind es, Henri?“ sagte Lauras Mutter.

Ihre Stimme klang erzwungen. Henri erwiderte trocken:

„Ja, ich bin's. Laura hat mich bitten lassen."

Ohne zu antworten, ging Frau Castelan dem jungen Mann voran, aber sie ging schnell voran, als ob sie nicht gesehen sein wollte. Henri, der ihr folgte, trat in den kleinen Salon mit den Muschelsachen, als sie schon nicht mehr da war.

Er legte seinen Hut auf einen Leuchtertisch und blieb am Kamin gelehnt stehen. Aus dem benachbarten Zimmer, dessen Thür halb offen war, hörte er Flüstern. Dann öffnete sich sacht diese Thüre und Laura erschien.

Sie war blaß, mit roten und geschwollenen Augenlidern. In ihrer rechten Hand hielt sie ein kleines, feuchtes und zerknittertes Taschentuch.

Sie blieb auf der Schwelle stehen und schaute Henri an.

Dieser Blick von Leid und Liebe traf ihn mitten ins Herz. Sein Körper erschauerte, seine Nerven wurden davon elektrisiert. Ehe sein Gehirn noch fähig war, einen Gedanken zu fassen, oder seine Lippen, ein Wort hervorzubringen, war er auf seine Geliebte, die er eine Stunde besessen hatte, zugestürzt, hatte sie an sich gedrückt und leidenschaftlich geküßt.

„Laura, Geliebte, weinen Sie nicht . . . Ich

liebe Sie," ſtammelte er. „Antworten Sie mir. Lieben Sie mich denn nicht mehr?"

Sie flüſterte:

„Doch, ich liebe dich, ich liebe dich . . . oh Du!"

Als ſie ſich, vor Erregung zitternd, losließen, bemerkten ſie, daß Frau Caſtelan in den Salon getreten war. Sie betrachtete die beiden; ſie lächelte mit hochroten Wangen. Ein paar Thränen glänzten in ihren Augen.

Sie ſtreckte Henri ihre Arme entgegen.

„Nun, umarmen Sie mich, Sie abſcheulicher Junge."

Er trat heran und ließ ſich an den Händen faſſen. Sie ſchüttelte ſie kräftig und, ihn aufs Ohr küſſend, ſagte ſie:

„Arme Kleine! . . . Sie hat heut morgen dem Baron geſchrieben und ihm den Laufpaß gegeben! . . . Sie müſſen ſie glücklich machen; ſie hat Sie ſehr lieb."

Und er, durch die Rührung dieſer Theatermutter gewonnen, dachte:

Sie iſt ſchließlich doch keine ſo ſchlechte Frau!

Jetzt, wo der erſte ſchwierige Schritt geſchehen war, kam allen drei die Ruhe wieder. Henri hatte ſich wieder zu Laura geſellt, ihre Hände liebkoſten

sich, während sie mit leiser Stimme miteinander sprachen; er zärtlich und dringend; sie mit feuchten Augen, aber doch wieder aufgeheitert.

„Guten Tag, Vetter Henri," sagte eine helle, ein wenig ironische Stimme.

Es war Gigi. Sie hielt ihrem Vetter ein zurückhaltendes, halb ernstes, halb spöttisches Gesicht entgegen. Und der Blick, den sie ihm zuwarf, verwirrte ihn.

„Sie bleiben doch zum Frühstück bei uns, Henri, wie ich denke?" sagte Frau Castelan.

„O ja! Bleib' Liebster," flüsterte Laura, indem sie ihren Vetter mit dem Blick einer jungen Frau ansah.

Henri, der ein außerordentliches Bedürfnis nach Einsamkeit empfand, entgegnete:

„Heute morgen ist es unmöglich. Denken Sie doch, daß ich seit vierundzwanzig Stunden meinen Posten verlassen und die Post von heute noch nicht einmal geöffnet habe. Aber wenn Sie erlauben, komme ich heut abend mit dem acht Uhr fünfzehn Zug. Nicht wahr, Laura?"

„Wenn es sein muß!" seufzte die Sängerin. „Wie schade, daß du zu thun hast!"

„Gewiß," bemerkte Gigi. „Aber er kann doch wirklich nicht Urlaub . . . dafür nehmen."

„Nun," schloß Frau Castelan. „Gut! Erledigen Sie geschwind Ihre Angelegenheiten in Arras und kommen Sie so schnell als möglich zurück. Sie können doch alle Abend nach Lille kommen, denke ich?"

„Beinahe alle Abend."

„Und Sie haben Ihr Zimmer im Grand-Hotel?"

„Ja."

„Wohnen Sie dort gut?"

„So gut, wie man in einem Hotelzimmer wohnen kann."

„Ah."

Sie bedachte sich einen Augenblick.

„Laura," sagte sie „hör' mal!"

Sie zog ihre Tochter in die Fensternische und sprach leise mit ihr. Laura machte ein Mäulchen, schlug die Augen nieder und sagte:

„Ich, ich weiß nicht . . . wie er will."

Henri und Gigi riefen gleichzeitig:

„Nun? Sind die Geheimnisse zu Ende?"

„Mein Gott!" erwiderte Frau Castelan, die rasch ihren Entschluß faßte. „Warum sich nicht ganz einfach mit Henri aussprechen! . . . Sie werden begreifen, lieber Freund," fuhr sie zu dem Ingenieur gewandt fort, — „Sie werden begreifen, daß Laura nirgends anders als hier schlafen kann.

Sie braucht uns zu ihrer Toilette, zu ihrer Bedienung, zu allem . . . Anderseits ist mein eigenes Zimmer nur die Kleiderkammer, die zu dem Zimmer Lauras gehört und, wie Sie begreifen werden . . . wäre das übrigens nicht schicklich . . . Aber im hinteren Teil unserer Wohnung befinden sich noch zwei unbenutzte Zimmer, die durch eine ausgemauerte Thür von uns getrennt sind. Wenn man die nun für Dauer der Saison für euch mieten würde?"

Während Frau Castelan sprach, hatte Henri gefühlt, wie ihm das Blut in die Wangen stieg. Laura näherte sich ihm, ebenso rot, wie er und verbarg ihr Gesicht mit einer niedlichen Bewegung an der Schulter ihres Vetters.

„Nun!" drang die Mutter in ihn. „Was sagen Sie dazu?"

Der junge Mann erwiderte:

„Jawohl . . . Machen wir es so. Das wird ganz gut sein . . ."

„Blos," warf Frau Castelan ein, „wären Sie genötigt, wenn Sie schlafen gehn, durch das Speisezimmer, an Gigis Bett vorüberzukommen. Das ist dir doch egal, Gigi?"

Gigi ließ ihre ironischen Blicke von ihrer Mutter

zu Henri und Laura schweifen, die sich umschlungen hielten, und erwiderte:

„Ist mir egal! Henri ist doch jetzt ganz von der Familie! . . .“

— . — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

. . . Der zwei Uhr Expreßzug führte Henri gen Arras durch die nackte, traurige und feuchte Ebene mit ihren Windmühlen und roten Häusern. Der junge Mann war allein im Coupé und träumte vor sich hin: Unklare Träume, die sich jeden Augenblick verwirrten und sich mit den Erinnerungen vom vergangenen Abend oder vom selben Morgen, mit der Hoffnung und Angst des kommenden Tags vermischten . . . Zuweilen auch tauchte ein noch älteres und auch verwischteres Bild aus den Tiefen seines Gedächtnisses auf. Er erblickte das wachsbleiche Gesicht, die grauen Locken und die schwarze Tüllhaube der alten Frau Nodier wieder. Und das teure Bild schüttelte das Haupt, und dieselbe Stimme von früher raunte ihm denselben Vorwurf zu:

Das ist nicht recht Henri,... das ist nicht recht...

Ende.

YC185877